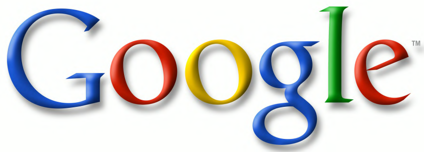




3 Bde.

12,223. Die

Riegel'sche Buch- & Musikalienhandlung

(... oft,

erl ... hrend

erg ... Mu-

sik(

d(... tut,

he

L ... k,

so ... erlese-

zir ... n.

... n kür-

zester Zeit besorgt, neue Bücher und Musikalien

werden mit großer Bereitwilligkeit zur Ansi[cht]

mitgetheilt.



1=3 D.

3 Ldr.

12,223. Die

Riegel'sche Buch- & Musikalienhandlung

oft,

erl ... ährend
erg ... Mu-
sik

d ... tut,

he

L ... k,

so ... erlese-
zir ... n.
für-
zester Zeit besorgt, neue Bücher und Musikalien werden mit großer Bereitwilligkeit zur Ansicht mitgetheilt.



№ 10457/1.

Haberlin, Karl Ludwig

Hohe Liebe.

Aus dem Leben
des
Freiherrn Friedrich von der Trenck.

Historischer Roman
mit
Genrebildern aus Friedrich's des Großen Hof- und Kriegsleben
von
H. E. R. Belani.

„Honny soit qui mal y pense."
Heinrich VIII.
(Devise zum Hosenbandorden.)

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.
1853.

MEH

Vorwort.

Während Engländer und Franzosen ihren geschichtlichen Romanstoff in ihrer vaterländischen Geschichte suchten und fanden und dabei für ihre Schilderungen den Vortheil hatten, daß sie darin zu Hause waren; suchten deutsche Romanschriftsteller in den Chroniken und Memoiren fremder Länder umher und hatten den Nachtheil, daß es ihnen schwer wurde, ein wahres Lebensbild zu geben, weil sie sich dabei in ihnen fremden Regionen bewegten.

Es herrschte unter dem früheren Drucke der Censur und engherziger Gesinnung in der deutschen Romantik eine ängstliche, rücksichtsvolle Scheu, durch Publicität der Mysterien eines hohen Familienlebens, und beträfe es eine Geschichte, die vor hundert Jahren geschehen, bei irgend einem der zweiunddreißig in Deutschland herrschenden Regentenhäuser verletzend anzustoßen.

Ging man schon damals mit solchen Bedenken zu weit, so würde es im Licht unserer Zeit gar nicht mehr stichhaltig sein.

Die Stellung der fürstlichen Familien über dem Leben des Volks gipfelt so hoch, daß ihr öffentliches

Leben, wie ihr Privatleben nach ihrem Ableben dem Richterstuhl der Geschichte anheim fällt. Das wissen die Monarchen: „Die Weltgeschichte ist ihr Weltgericht". Rücksichten der Convenienz, welche den Mund schließen über noch lebende Personen oder auch über Vorfahren im ersten und zweiten Grade wird kein vernünftiger aufgeklärter Fürst auch noch fordern für Mitglieder seines Hauses, die schon seit drei Generationen und länger zu den Todten gehören.

In der That würden auch solche Ansprüche nicht haltbar sein; denn nach den Forderungen unserer Zeit macht nicht mehr die Pragmatik die Geschichte, sondern der ganze Inbegriff des Lebens und Wirkens der Zeitgenossen, ihr Charakter, ihre Gesinnung und ihre Einwirkung auf das Volk, das ist Geschichte.

So haben in neueren Zeiten Geschichtsschreiber Vieles aus dem Privatleben der Fürsten und ihrer Familien an's Licht der Oeffentlichkeit gezogen, was früher als ein: „noli me tangere!" in den Staats- und Cabinetsarchiven unnahbar ruhte.

Ich erinnere nur an Vehse's Geschichte des preußischen Hofes und Adels, welche sich jetzt auch über den österreichischen Hof und Adel ausgedehnt hat.

Des jetzt regierenden Königs von Preußen Majestät hat selbst das schönste und edelste Beispiel gegeben von ächt fürstlichem Hochsinn in Auffassung dieses höheren Geistes der Geschichte, durch die unverkürzte Herausgabe der sämmtlichen Werke Friedrich's des Großen, die diesen berühmten Ahnherrn

des königlichen Hauses bis in die geheimste Tiefe seiner Gedanken selbst mit seinen menschlichen Schwächen zeichnen. Sein Privatleben, das Leben der Glieder seiner Familie ist bis in die kleinsten Details an's Licht der Oeffentlichkeit gezogen durch Memoiren, Anekdotensammlungen und in neueren historischen Werken. Es giebt in der Geschichte des preußischen Hauses kein Geheimniß mehr und die meisten Mitglieder dieser hohen Familie haben ein so höchst achtbares und sittliches Privatleben geführt, daß sie diese Publicität nicht zu scheuen haben würden.

In dieser Geschichte des preußischen Hof- und Privatlebens entdeckte der Verfasser dieses Romans bei der genauen Durchforschung der geschichtlichen Materialien einen bis jetzt zu einer romantischen Darstellung noch nicht benutzten, höchst anziehenden Romanstoff.

Es ist die unglückliche Liebe, welche Prinzessin Amelie von Preußen, die jüngste geliebte Schwester Friedrich's des Großen, seit 1757 Aebtissin von Quedlinburg, zu dem damaligen jungen Cornet von der Garde du Corps-Escadron, Freiherrn Friedrich von der Trenck gefaßt hatte.

In der bekannten abenteuerlichen Lebensgeschichte dieses Helden des hiermit aus dem wirklichen Leben gegriffenen geschichtlichen Romans wird dieses interessanten Verhältnisses, weil damals, als Trenck's Geschichte zum ersten Male in französischer Sprache erschien, Prinzessin Amelie noch lebte, nur

mit so leisen Andeutungen gedacht, daß in Folge dieser Zurückhaltung Vieles in Trenck's Lebensgeschichte selbst völlig unverständlich wird. Und eine zweite, noch bedeutendere nachtheilige Folge dieser Zurückhaltung ist die, daß dadurch unbeabsichtigt ein Flecken auf das Ehrenschild Friedrich's des Großen geworfen wird, indem seine strenge Behandlung Trenck's sich nach dessen Memoiren nicht anders erklären läßt, als mit einer Hinneigung des großen Königs zum Despotismus.

In dieser Weise hatte auch George Sand (Mad. Dudevant) in ihrem interessanten Roman: „Consuelo" Friedrich's des Großen Charakter und das erwähnte Liebesverhältniß aufgefaßt und einige Züge aus dieser Liebesgeschichte mitgetheilt. Deutsche Geschichtsschreiber haben dieses Verhältniß als zur pragmatischen Geschichte nicht gehörig mit Stillschweigen übergangen. Selbst Vehse in seiner „Geschichte des preußischen Hofes und Adels und der preußischen Diplomatie" hat dieses interessante Verhältniß nur kurz berührt, indem er dasselbe als ganz allgemein bekannt voraussetzt. (S. Thl. IV., S. 221 u. folg.). Daß selbst Vehse dieses Verhältniß für ein ganz achtbares ansah, welches auf den Charakter der Prinzessin keinen Schatten warf, geht schon aus der Aeußerung hervor: „Die Prinzessin Amelie ist berühmt durch ihr geheimes Verhältniß mit dem Garde-Officier Baron Friedrich von Trenck". Gleichzeitige Memoiren des „Baron von Biedenfeld" und des Touristen „Dutens", des „Baron von Pöll-

nitz" u. A. enthalten nichts über dieses Verhältniß. Ebensowenig die deutsche Bearbeitung des französischen Werkes: „Frédéric le Grand, sa famille, sa cour etc., ou mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin par Dieudonné Thiébault (deutsch von Hartmann. Leipzig 1828. 2 Thle.) mit seiner Dedication an den Kronprinzen, jetzigen König, erwähnt dieses Verhältnisses (Bd. II. S. 154) nur mit kurzen Worten, im Auszuge des größeren französischen Originalwerkes, das fünf Bände enthält und in der 4. Auflage in Paris und Leipzig 1827 erschien. Dagegen enthält dieses französische Werk eines Zeitgenossen, dem Trenck selbst die näheren Umstände dieser Geschichte erzählt hat, sowohl über die Prinzessin Amelie, als auch über den Baron von Trenck und dessen Verhältniß zu der Prinzessin und zum Könige, und die Beweggründe Friedrich's des Großen für seine Strenge gegen Trenck, die interessantesten Details. Wenn nun noch der Verfasser Gelegenheit hatte, die mündliche Ueberlieferung eines alten, seit einigen Jahren verstorbenen getreuen Dieners des königlichen Hauses, der Prinzessin Amelie noch persönlich gekannt hatte, mit Vorsicht benutzen zu können, so wird dadurch Trenck's allerdings abzukürzende Lebensgeschichte zu einem vollständigen, aus dem wirklichen Leben mit historischer Treue geschöpften Roman, ästhetisch abgerundet.

Bei diesem ächt romantischen Stoff hat die ausmalende Phantasie nur wenig hinzu zu dichten und ein Roman tritt damit in's Leben, der, abgesehen

von seiner Behandlung, sicher in Hinsicht des unverfälscht aus der Geschichte gegriffenen Stoffes zu den interessantesten der Neuzeit gehören dürfte.

Folgende Gründe dürften bei einem jeden vorurtheilsfreien Leser die Benutzung dieses anziehenden geschichtlichen Romanstoffes rechtfertigen und selbst der loyalsten Gesinnung als unbedenklich erscheinen lassen:

1) Die erwähnte Liebesgeschichte ist, wie aus der angegebenen Literatur schon erhellt, in ihren Hauptzügen sehr bekannt. Es liegt also keine Indiscretion in der Behandlung derselben in Romanform.

2) Die Liebe einer schwärmerisch gefühlvollen jungen Prinzessin für einen jungen Officier von ausgezeichneten Gaben des Geistes, des Körpers und der Bildung, ist etwas so rein Menschliches, so ächt Weibliches, daß man wohl nach den Grundsätzen einer kalten Hofetiquette ein solches Verhältniß verdammen kann; aber unmöglich wird man darüber, vom Standpunkt der Humanität aus, ein „Steiniget, steiniget Sie!" ausrufen können. Daß Prinzessin Amelie mehr Weib als Fürstin war oder vielmehr beides in sich zu vereinigen wußte, bringt weder ihrer Ehre, noch dem ihres hohen Hauses den geringsten Flecken.

Immer bleibt es nur eine romantische Episode in der Familiengeschichte dieses erhabenen Königshauses, welche nichts beweist, als: „auch hier, in einer so hohen Region, gab es einst ein schönes fühlendes Herz."

3) Und doch übt diese Geschichte selbst ihre poetische Gerechtigkeit. Ein Roman, der aus dem Leben geschöpft ist und nicht im Nebel der Ideale schweben soll, muß auch dem wirklichen Leben und seinen Verhältnissen Rechnung tragen, und das geschieht hier durch die Moral dieser Fabel, die lehrreich beweiset, wie eine Liebe, die sich mit allen bestehenden socialen Verhältnissen im Widerspruch befindet, niemals zu einem beglückenden Ziel führen kann. Indem der Ausgang des Romans den conventionellen Rangverhältnissen sein Recht widerfahren läßt, wird dadurch gewissermaßen den durch diese Liebe gekränkten Standesansprüchen eine hohe Genugthuung gewährt, welche jeden Anstoß einer romantischen Schilderung dieser Liebe, die ohnehin schon nichts Anderes, als ein öffentliches Geheimniß war, wieder beseitigen muß.

4) Wer es weiß, wie wahrhaft verletzend und das Hohe in's Niedrige ziehend, eben in Folge der erwähnten rücksichtsvollen Zurückhaltung der Presse, sich die mündliche Ueberlieferung Alles übertreibend, dieses Stoffes bemächtigt hatte, der wird im Interesse der Loyalität und Ehrerbietung für ein hochverehrtes Königshaus es dem Verfasser nur Dank wissen können, daß er, wie der nachstehende Roman beweiset, durch eine feinere und edlere Auffassung jeder Verletzung des guten Rufs dieser hohen Prinzessin entgegen getreten ist und nichts würde schändlicher und ungerechter sein, als diesen Roman in seiner loyalen und sittlichen Grundlage als einen

Ausfluß der Chronique scandaleuse verläumden und verdammen zu wollen.

5) Die Geschichte, die hier erzählt wird, ereignete sich vor einem vollen Jahrhundert. Die Heldin derselben, Prinzessin Amelie, starb, 64 Jahre alt, kränklich und hinfällig und unvermählt im Jahre 1787; es gehört also, da sie von so hohem Hause herstammt, ihr öffentliches, wie ihr Privatleben der Geschichte an. Als eine geschichtliche Persönlichkeit darf sie noch dazu von einem wohlwollenden und mit Ehrerbietung für das königliche Haus erfüllten Dichter auch als geschichtliche Basis eines Romans verwendet werden, ohne besorgen zu dürfen, damit hohen Orts anzustoßen.

6) Und solche Bedenken von einem so lichtvoll aufgeklärten und geistig so hoch stehenden König, wie Friedrich Wilhelm IV. ist, voraussetzen zu wollen, würde eine Art von Blasphemie sein. Der Verfasser lebt der festen Ueberzeugung, daß den König, wie kein Mitglied seines hohen Hauses, sollte Ihm jemals dieser Roman bekannt werden, die romantische Schilderung dieser rein menschlichen, so verzeihlichen hohen Liebe, nicht einmal unangenehm, noch weniger verletzend berühren würde; denn die ganze Lebensgeschichte dieser Prinzessin erscheint damit in den Hauptzügen der historischen Wahrheit getreu, zugleich aber auch verklärt im Nimbus der Poesie.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Aus der Studentenwelt. — Der Name des Helden. — Er wird dem Könige vorgestellt. — Cadett im Garde du Corps. — Dienst dieser glänzenden Escadron. — Beifall des Königs. — Trenck wird Cornet. — Rettungsscene.

1.

Es hat wohl selten ein Mensch eine glänzendere und glücklichere Jugendzeit verlebt und eben in Folge seines alle Verhältnisse durchbrechenden Glückes mehr und schwereres Unglück in reiferen Lebensjahren erduldet, als der junge Mann, der sich zuerst gegen Ende des Jahres 1740 als Student in Königsberg durch Muth und Entschlossenheit bemerklich machte.

Er war damals kaum funfzehn Jahre alt, noch nicht völlig ausgewachsen, aber für sein Alter groß von Figur und schlank. In seinem ganzen Wesen, in den feinen regelmäßigen Gesichtszügen und besonders durch eine gewisse Energie im Blick sprach sich ein entschiedener Charakter aus.

Wenn er sprach, mit einer schönen sonoren Stimme, so ließ sich leicht erkennen, daß es ihm nicht an Geist fehlte. Und dennoch machte er sich bemerklich durch die

Renommistentracht jener Zeit, welche nur die ärgsten Raufbolde unter Studenten tragen durften; diese bestand in hohem, aufgestülptem Sturmhut, kurzem Collet, gelbledernen Hosen, über die Knie hinaufgehenden steifen Stiefeln mit pfundschweren klirrenden Sporen, einem kurzen, tief im Nacken gebundenen faustdicken Zopf und einem langen Raufdegen an der Seite, mit einem tellergroßen, glockenförmig gebogenen Stichblatt. Dazu hatte er entweder einen großen meerschaumnen Pfeifenkopf, mit einem borkigen kurzen Eichenknüppel als Rohr oder eine kurze Hetzpeitsche und am Knopf eine große Pferdeblase mit Tabak hängend, während die gelbledernen Stulpenhandschuhe, die den unteren Theil des Armes über die Hälfte deckten, den Ehrenschmuck eines tüchtigen Klopffechters in der Studentenwelt bezeichneten.

Dazu gehörte eine große englische Dogge in seiner Begleitung, so groß, daß er im Gehen die Hand auf den Rücken des Hundes stützen konnte.

Das Vorrecht, dieses Ehrenkleid des burschikosen Raufers tragen zu dürfen, hatte er sich durch Duelle, die er mit Glück und Muth ausgefochten, erworben und dadurch bei allen seinen Commilitonen sich in Respect gesetzt.

Der eine Vorfall war folgender. Ein baumstarker junger Mann, noch einen Kopf größer als er, dabei breitschulterig und wild aussehend, ein unter den Studenten berüchtigter Schläger und Händelsucher, fing an, ihn in Gegenwart

Anderer mit seiner Jugend zu necken, und als der junge Mann ihm mit Energie entgegentrat und ihm, da er nicht nachließ, das schrecklichste Schimpfwort in der Burschenwelt, einen dummen Jungen, an den Hals warf, da gab der riesige Student dem Knaben, wie er ihn [illegible]n genannt hatte, eine furchtbare Ohrfeige. — Der Jüngling ließ Herrn v. Wallenrodt — so hieß der Raufbold — auf die Klinge fordern. Dieser aber antwortete: „Mit Kindern schlage ich mich nicht!“ Nun blieb Jenem nichts übrig, als sich in Avantage zu setzen, entweder mit der Hetzpeitsche oder durch Angriff mit dem Degen auf offener Straße. Er that das Letztere, nöthigte ihn zur Gegenwehr und wußte dem famosen Schläger, der schon ein altes Haus in der Burschenwelt war, durch Glück, Geschick und Muth einen Stich durch den Arm beizubringen und als der Riese noch fortfuhr zu fechten, ihn auch an der Hand zu verwunden, so daß er den Degen fallen lassen mußte.

Damals waren Raufereien auf der Universität nichts Seltenes. Die Studenten genossen große Privilegien, was sie ihre Burschenfreiheit nannten. Wo, wie damals in Königsberg, allein gegen 500 feuerige junge Edelleute aus Lief- und Kurland, Schweden, Dänemark und Polen studirten, mußten sogenannte Paukereien bald zur Tagesordnung gehören. Duelliren galt für eine Ehre und wurde gar nicht oder doch höchst milde bestraft. So auch

unser junger Held, den sein Hausherr, der Doctor Kowalewsky, bei dem Prorector wegen Duellirens angezeigt hatte. Durch einen Senatsbeschluß wurde der junge Mann zu drei Stunden Strafarrest bei dem Universitätspedell verurtheilt, und nach dieser leichten Strafe wurde ihm noch die Gunst zu Theil, daß sein würdiger Großvater und Vormund, der Hofgerichtspräsident von Derschau, einer der gelehrtesten Männer im Lande, der über den Muth und das Feuer seines Enkels eine herzliche Freude hatte, ihn sogleich aus dem Hause des Doctor Kowalewsky wegnahm und in dem Hause des Professors Christiani unterbrachte, wo er vollkommene Freiheit genoß.

Ein Jahr später wurde er abermals durch einen berüchtigten Renommisten und Händelmacher gereizt und abermals fast gezwungen, sich mit ihm zu schlagen. Er brachte ihm eine tiefe Stichwunde in der Hüfte bei.

Der dritte Fall ereignete sich vierzehn Tage später. Ein Lieutenant von der Garnison hatte einen Freund des jungen Mannes beleidigt. Jener Freund aber hatte ein verzagtes Herz und unser junger Held übernahm seine Sache, suchte und fand bald Gelegenheit zu Händeln mit dem übermüthigen Lieutenant. Beide duellirten sich mit einander unweit des Schloßplatzes und der Officier ging mit zwei Wunden nach Hause.

Man glaube aber nicht, daß der immer siegreiche junge Mann, vor dem sogar die ältesten Burschen Respect be-

kamen, seine Zeit nur mit Völlerei und Raufereien hingebracht habe. Im Gegentheil hatte er einen ausgezeichnet guten Kopf und war bei allem heitern Lebensgenuß sehr fleißig. Der gelehrte alte Derschau hatte seine Freude daran, den hoffnungsvollen und lernbegierigen Enkel, auf den er stolz war, selbst zu unterrichten. Dazu hörte er juristische, physikalische, mathematische und philosophische Vorlesungen und wurde bald wegen seines geübten Gedächtnisses von seltener Treue und Stärke und seines eisernen Fleißes, womit er an seiner Fortbildung arbeitete, der Liebling aller seiner Lehrer. In der Ingenieurkunst war er bald einer der geschicktesten Zeichner. Er sprach mit gleicher Geläufigkeit Lateinisch, Italienisch und Französisch.

Und noch drei Tage vor seinem letzten Duell, im Jahre 1742, hielt er unter dem Vorsitz seines Lehrers, des Professors Christiani, mit glänzendem Erfolg und allgemeinem Beifall eine öffentliche Rede und zwei öffentliche Disputationen in lateinischer Sprache, eine Ehre, die vor ihm noch kein junger Mann im sechszehnten Lebensjahre genossen und mit diesem Erfolg durchgeführt hatte.

Der Professor Christiani liebte ihn aber auch wie einen eigenen Sohn. Er hatte oft noch bis spät nach Mitternacht gelehrte Unterredungen mit dem hoffnungsvollen Jüngling, der einen wahren Wissensdurst verrieth;

er läuterte seinen Geschmack an Literatur und Philosophie und gab ihm Anleitung zu Menschenkenntniß, Physiognomik und Anatomie.

Dieser junge Mann, der zu so großen Hoffnungen berechtigte, war der Sohn des königl. preußischen Generalmajors der Cavalerie, Landeshauptmanns und Erbherrn auf drei adligen Gütern, von der Trenck.

Er selbst hieß Friedrich Freiherr von der Trenck und war in Königsberg in Preußen geboren am 16. Febr. 1726.

Bald sollte sich dem so tüchtig vorbereiteten jungen Manne eine große Laufbahn eröffnen.

2.

Es war im November 1742, als der König Friedrich der Große seinen Generaladjutanten, den Grafen Willich von Lottum, in Geschäften nach Königsberg in Preußen schickte. Dieser dem Könige so nahe stehende Mann war ein Verwandter der Mutter des jungen Trenck, einer Tochter des schon genannten Präsidenten von Derschau. Er wurde bei diesem zu Mittag eingeladen und lernte dort den jungen Friedrich von der Trenck kennen. Er selbst war ein Mann von Geist und Kenntnissen und fand Gefallen an dem lebhaften Jüngling, mit dem er sich in eine Unterredung einließ, wobei er ihn durch verschiedene Fragen, die Friedrich alle schnell und zu seiner vollen Zufriedenheit beantwortete, prüfte.

Endlich fragte er ihn in scherzhaftem Tone: „Wie wäre es, junger Freund, wenn Sie mich mit nach Potsdam begleiteten, um für das Vaterland den Degen zu führen, wie alle Ihre Vorfahren gethan haben? Wenigstens," fügte er lächelnd hinzu, „werden Sie dort bei der Armee bessere und würdigere Gelegenheit zum Raufen finden, als hier auf der Universität."

Soldatenblut rollte schon lange in seinen Adern und freudig sagte er: Ja. Nach wenig Tagen reisten Beide schon nach Potsdam ab.

Der Graf von Lottum war ein Officier aus den nächsten Umgebungen des Königs, ebenso brav als liebenswürdig und lebhaft. Seine Empfehlung des jungen Mannes, den der Graf auf der langen Reise noch mehr kennen und lieben gelernt hatte, galt viel bei dem Könige. Doch Friedrich der Große war nicht der Mann, der sich durch Empfehlungen allein bestimmen ließ. Er hatte die Gewohnheit, selbst zu prüfen, und so kam es allerdings trotz der günstigsten Connexionen vorzüglich auf den Eindruck an, den seine Persönlichkeit auf den König selbst machte.

Doch vorläufig fehlte diesem noch die Zeit zu einer genauern Prüfung. Es war am Tage nach der Rückkehr Lottum's nach Potsdam, als dieser die Erlaubniß erhielt, den jungen Trenck dem Könige vorzustellen.

König Friedrich, der sonst durch den Blick seiner

großen vorstehenden blauen Augen einen Jeden, der nicht entschiedene Charakterstärke und Geistesgegenwart hatte, einzuschüchtern pflegte, erließ dem jungen Trenck, mit Rücksicht auf seine Jugend, diese Probe und empfing ihn sehr milde und freundlich. Einige schnelle und richtige Antworten auf die verschiedenen Kreuz- und Querfragen gefielen dem Könige; besonders schien ihm sein offenes freimüthiges Wesen, sein hoher Wuchs und die leichte anmuthige Haltung zu gefallen, und er entließ den jungen Mann mit der Erklärung: er werde ihm die Uniform der Garde du Corps als Cadett schicken und wenn er sich brav halten würde, auch künftig für sein Glück sorgen.

Die Garde du Corps war damals die Pflanz- und Lehrschule der preußischen Cavalerie. Sie bestand aus einer Escadron auserlesener Leute aus der ganzen Armee. Die Uniform war die prächtigste in Europa und die Equipage kostete 2000 Thaler. Sogar der Cuiraß war ganz mit massivem Silber plattirt, welche Plattirung mit dem Beschläge am Reitzeug allein schon 300 Thlr. kostete.

Die Escadron Garde du Corps bestand zwar nur aus 6 Officieren und 144 Mann, doch hatte dieselbe immer 50 bis 60 übercomplette Reiter und ebensoviel Pferde über den Etat; denn Alles, was der König in der Armee an vorzüglich schönen Leuten fand, wurde zur Garde beordert.

Zu Officieren dieses Corps wurden die ausgezeich-

netsten Talente im ganzen Heere ausgewählt. Der König selbst übernahm ihre Ausbildung und dann wurden sie gebraucht, um die ganze Cavalerie in den Manövern zu unterweisen, welche Friedrich der Große sich ausgedacht hatte. Sie machten dabei entweder schnell ihr Glück, oder fielen ebenso schnell; denn der geringste Fehler, den ein Officier der Garde du Corps machte, genügte, um ihn zu cassiren oder in eins der Linienregimenter zu stecken. Auch mußten diese Officiere von Hause aus bedeutende Mittel besitzen und die Eigenschaften der feinen Tournüre mit denen eines braven Soldaten verbinden, um sowohl am Hofe wie in der Armee ihre Stelle mit Ehren ausfüllen zu können.

So war der Rang eines Garde du Corps der ehrenvollste in der Armee, aber auch die geplagteste Stellung im ganzen Militärstande. Früh um 4 Uhr ging es schon zum Exerciren; alle Versuche, die der König mit der Cavalerie machen will, werden hier eingeübt. Man springt über Gräben von drei, vier, dann fünf und sechs Fuß Breite und dann noch weiter, bis Einige beim Probiren die Hälse brechen. Man setzt über Zäune, macht Carrière-Attaquen von einer halben Meile, und oft mußte die Garde du Corps-Escadron, wenn sie vom Exerciren kam, einige todte Pferde und Menschen auf dem Felde zurücklassen. Oefter ging es wieder Nachmittags auf frischen Pferden hinaus. In Potsdam wurde nicht selten zweimal

in einer Nacht Allarm geblasen. Kaum hatten sich die Garde du Corps, ermüdet von einem solchen Ritt, ins Bett gelegt, so mußten sie auch schon wieder aufsitzen.

Die Pferde standen in den königlichen Reitmarställen. Wer nicht binnen acht Minuten, nachdem Allarm geblasen war, gesattelt und bewaffnet vor dem königlichen Schlosse erschien, der mußte vierzehn Tage in Arrest.

Manchen Officieren gingen in einem Jahre drei Pferde, welche beim Exerciren und Ueberspringen die Beine brachen oder überjagt wurden, zu Grunde. So verlor die Garde du Corps in Folge ihrer forcirten Exercitien oft im Frieden mehr Leute und Pferde, als in zwei Bataillen im Kriege.

Dieses schöne Corps befand sich immer am Wohnsitz des Königs: im Winter, bei Hoffesten und Opern in Berlin, im Frühlinge zur Exercirzeit in Charlottenburg und den Sommer hindurch in Potsdam. Alle sechs Officiere speisten an der königlichen Tafel und an Galatagen bei der Königin.

So gab es wohl keine bessere Lehrschule für den jungen Mann, um ihn zum Soldaten und zugleich auch zum vollkommnen Hofmann auszubilden.

3.

Kaum war der junge Trenck seit drei Wochen Cadett gewesen, so rief ihn der König nach der Kirchenparade zu

sich und examinirte ihn in allen Fächern des Wissens. Dann befahl er ihm, am folgenden Tage in einer bestimmten Stunde zu ihm aufs Schloß zu kommen.

Es war dem Könige das wunderbare Gedächtniß des jungen Mannes gerühmt worden, und dieses setzte er jetzt auf die Probe. Er legte ihm eine Liste von 50 Soldatennamen vor, und innerhalb fünf Minuten waren sie dem Gedächtniß eingeprägt. Dann gab ihm der König den Stoff zu zwei Briefen verschiedenen Inhalts, die er in französischer und in lateinischer Sprache gleichzeitig ausfertigen sollte. Den einen dieser Briefe schrieb Trenck selbst, während er den andern einem Secretär in die Feder dictirte. Darauf mußte er in Geschwindigkeit eine Gegend aufnehmen und nach dem Augenmaß in einen Handriß bringen.

Der König war damit so zufrieden, daß er den talentvollen jungen Cadett auf der Stelle zum Cornet der Garde du Corps ernannte. Jeder Ausdruck seiner königlichen Worte, die an ihn gerichtet waren, zündete wie Feuerfunken der Liebe, Ehrfurcht und des Diensteifers in der Seele des jungen Officiers. Friedrich sprach als Vater und zugleich als Kenner und Beschützer großer Talente. Er hatte erkannt, was von dem edlen Jüngling, der so selbstbewußt und bescheiden vor ihm stand, zu erwarten war und erschien ihm in diesem Augenblick mehr als Lehrer und Freund, wie als Monarch.

Der König schenkte ihm zwei Pferde aus seinem

Marstalle und 100 Thlr. als Beitrag zu seiner kostbaren Equipage. Und jetzt war der junge Trenck Hofmann, Gelehrter und Officier in der schönsten, ehrenvollsten und reichsten Soldatenschule in Europa. Seine Anstrengungen im Dienst kannten keine Grenzen. Der große König erkannte seine Brauchbarkeit und wählte im Jahre 1743 den 18jährigen jungen Mann zu dem Auftrage, der schlesischen Cavalerie die neuen Manövers zu lehren.

Der junge Trenck war nun Garde du Corps-Officier und wurde als solcher am Hofe vorgestellt. Er benahm sich dabei mit so feinem sichern Takt und feiner Tournüre, daß man den Neuling am Hofe kaum noch an ihm erkennen konnte. Unter andern Mitgliedern der königlichen Familie wurde er auch der Prinzessin Ulrike, deren Vermählung mit dem Kronprinzen von Schweden nahe bevorstand, und der jungen Prinzessin Amelie, der jüngsten der Schwestern Friedrichs des Großen, vorgestellt; doch dieser Moment der Etikette ging noch ohne auf der einen oder der andern Seite den geringsten Eindruck zu machen vorüber.

Die Garde du Corps hatte im Winter ihre Garnison in Berlin. Auch dort speisten die Officiere dieses Corps an der königlichen Tafel. Der Ruf seiner außerordentlichen Gedächtnißkraft machte den jungen Trenck bald beliebt in allen Kreisen, und so lebte Niemand angenehmer auf Erden, als dieser junge Officier.

Der König selbst empfahl ihn seiner gelehrten Gesellschaft und Voltaire, Maupertuis, Jordan, Lamettrie und Pöllnitz wurden seine Freunde.

Im Jahre 1743 war er schon eine stattliche Figur von 6 Fuß 11 Zoll Größe. Natur und Bildung hatte ihn mit Allem ausgestattet, was die Herzen der Menschen gewinnen kann. Friedrich von der Trenck lebte — ein gewiß seltener Fall bei einer so glänzenden Stellung — damals noch ohne Feind und ohne Neider. Seine einzige Leidenschaft war ein Ehrgeiz der edelsten Art.

Bis dahin hatte er noch keine Regung von Liebe, auch keine Hinneigung zum schönen Geschlecht empfunden. Der fürchterliche Anblick von unheilbaren Gesundheitsstörungen in den Lazarethen von Potsdam schützte ihn gegen sinnliche Ausschweifungen.

Da sollte auch ihn die Macht der Liebe ergreifen, und zwar in einer Region und Lebensstellung, in welcher Liebe kein Glück auf die Dauer bringen kann.

4.

Die erste Anregung dazu gab ein für einen jungen Officier gewiß höchst interessantes Ereigniß. An einem klaren, lichtblauen Sonntagmorgen im Frühling des Jahres 1743 ritt eine kleine Abtheilung der Garde du Corps von Berlin nach Charlottenburg. Das Commando war geführt von einem schlanken jungen Officier. Die spiegel-

blank polirten, mit massivem Silber belegten Cuirasse blitzten wie strahlende Feuerfunken im Sonnenlicht.

Da kam von Charlottenburg her im raschen Trabe eine königliche Equipage, mit zwei feurigen Rapphengsten bespannt, ihm entgegen. Die Pferde schienen noch sehr jung und kaum eingefahren zu sein. Im offenen Phaeton saßen zwei Damen, die eine jung und schön, die andere älter, hintenauf ein königlicher Kammermohr.

Der Officier erkannte die im Wagen sitzenden Damen erst, als sie eben im Begriff waren vorüber zu fahren, und rasch ließ er Halt und Front machen, um der königlichen Prinzessin Amelie die schuldigen Honneurs zu machen. Allein die rasche Wendung im blitzenden Sonnenschein und das Klirren der Waffen hatte die davon überraschten jungen Pferde vor dem königlichen Wagen scheu gemacht. Sie sprangen zur Seite und rissen den Wagen auf einen Feldweg fort. Der Kutscher, ein junger Mann, der noch kein Meister in seiner Kunst zu sein schien, verlor in Folge der plötzlichen Wendung, die mit einem heftigen Stoß des Wagens auf einem der Prellsteine an der Chaussee verbunden war, das Gleichgewicht und fiel vom hohen und steilen Kutschbock auf die Erde. Der Mohr war vom Trittbret herabgesprungen; die Damen schrieen hell auf und um so mehr rannten die zügellosen Pferde immer in der Richtung nach der Spree zu quer über das Feld dahin.

Augenblicklich wendete der junge Officier seinen schlanken, feingebauten englischen Goldfuchs und jagte ventre à terre den flüchtigen Pferden nach. Aber diese waren in der wildesten Carriere so leicht nicht zu erreichen. Schon sah man den dunkel wogenden tiefen Strom der Spree jenseit einer schmalen grünen Wiese, und noch wenige Sprünge der wild gewordenen Pferde hätte es bedurft, und Pferde und Wagen mit der Prinzessin Amelie wäre in die Fluthen gestürzt und rettungslos verloren gewesen. Da gab der junge Officier nochmals seinem Pferde die Sporen und in einigen gewaltigen Lançaden gelang es ihm, den Vorsprung vor den flüchtigen Pferden zu gewinnen, indem er quer vor sie hinritt, um die Kutschpferde mit der Breite des seinigen aufzuhalten und ihnen dabei in die Zügel zu fallen. Aber wie gewandt er auch als tüchtiger Reiter dieses Manöver ausführte, so war doch der Prellstoß der gegen die Flanke seines Pferdes anrennenden Rosse zu heftig, um ihm Widerstand leisten zu können. Sein Goldfuchs wurde über den Haufen geworfen und gerieth dabei unter die Pferde, die selbst niederstürzten. Die jüngere Dame, als sie diesen gefährlichen Zusammenstoß bemerkte, wurde ohnmächtig und durch die Heftigkeit des Stoßes aus dem offenen Muschelwagen geworfen.

Dieser Moment war gefahrvoll und das um so mehr, als der Cuiraß leicht bei einem unglücklichen Sturz dem

Officier das Genick gebrochen haben konnte und Arm- und Beinbruch das Wenigste war, was hier besorgt werden mußte. Zum Glück ging für ihn bei seiner körperlichen Gewandtheit der Fall ohne lebensgefährliche Verletzungen mit einigen Quetschungen ab. Die Garde du Corps waren in Carriere der wilden Jagd gefolgt und erreichten die zusammengestürzte Hofequipage noch zeitig genug, um, von ihren Pferden springend, ihren jungen Officier unter den Füßen und Leibern der auf ihn gestürzten Pferde herauszuziehen. Kaum sah der junge Officier sich von seiner Last befreit, so sprang er auf und kam der noch auf dem Rasenboden ohnmächtig daliegenden jungen Prinzessin zu Hülfe. Er hob sie auf, und während die Garde du Corps auf seinen Befehl die Pferde vom Wagen abspannten, trug er sie zu einem nahen Rasenhügel, worauf er sie sanft niederließ, indem er niederkniend ihren Oberkörper aufrecht hielt, so daß ihr schöner blonder Lockenkopf gegen seine Schultern gelehnt war. Es war der junge Cornet von der Trenck, der diese kühne Rettung vollbracht hatte.

Die Hofmeisterin der Prinzessin, Frau von Maupertuis, eine herzensgute Dame, aber von beschränktem Verstande, hatte sich von ihrem Schrecken erholt und war ausgestiegen, um der Ohnmächtigen durch Riechfläschchen die nöthige Hülfe zu bringen. Und so erwachte die Prinzessin und sah voll Schrecken sich in den Armen eines ihr nicht ganz

unbekannten Officiers. Bei dem Versuch, aufzustehen, sank sie indeß mit einem leisen Aufschrei wieder zusammen. Der Officier hob sie empor und trug sie zurück in den Wagen, nachdem die Gefahr durch Abspannen der Pferde vorüber war. Während die Dame ihrer Begleitung sich bemühte, die Prinzessin durch ein Riechfläschchen völlig wieder zur Besinnung zurückzurufen, entsendete der Officier eine Ordonnanz nach Charlottenburg, um schnell andere Pferde herbei zu holen. Der Garde du Corps ritt ventre à terre, und bald war das neue Gespann zur Stelle.

Während dieser Zeit stand der junge Officier, der abgesessen war, in ehrerbietigem Schweigen die von ihm Gerettete gleichsam bewachend, neben seinem Pferde an der Seite des offenen Muschelwagens. Als die Prinzessin zum Bewußtsein erwacht war, theilte ihr Frau v. Maupertuis mit, daß der junge Mann, der den kleinen dreieckten Federhut ehrerbietig abgenommen hatte, — denn das war damals hohen Personen gegenüber noch militärische Sitte — ihr Retter gewesen sei. Amelie warf einen Blick auf denselben, der sie selbst in eine nicht geringe Verwirrung setzte. Sie erinnerte sich wohl, ihn am Hofe schon gesehen zu haben, doch war diese Erinnerung nur schwach. Erst als Frau v. Maupertuis ihr seinen Namen — Cornet von der Trenck — nannte, fiel es ihr ein, daß er ihr unter diesem Namen bei seinem ersten Erscheinen am Hofe vorgestellt worden war.

Prinzessin Amelie verneigte sich mit einer fliegenden Röthe auf den feinen Gesichtszügen, und war unfähig, ihr Dánkgefühl in Worten auszusprechen.

Rasch war die Umspannung geschehen. Noch ein Gruß, ehrerbietig von seiner Seite, huldvoll von der ihrigen, endete die stumme Scene und die eine Staubwolke rollte dahin, die andere dorthin, und das ganze Ereigniß war verschwunden wie ein Traum, aber ein Traum, der noch lange nachhallte in den jungen Seelen, die davon betroffen waren.



Zweites Kapitel.

Prinzessin Amelie. — Die schwedische Heiraths-Intrigue. — Ulrikens List siegt. — Einwirkung auf Amelie. — Festlichkeiten der Vermählung. — Der schwedische Gesandte. — Dessen Gemahlin. — Gräfin Sparre. — Ulrikens glückliche Verhältnisse. — Das hohe Beilager. — Große Tafel. — Fackeltanz. — Amelie und Trenck auf dem Hofball. — Abendtafel und Ball am Hofe. — Diner in Schönhausen bei der regierenden Königin. — Große Oper. — Souper und Ball bei der Königin Mutter in Montbijou. — Der Handschuh. — Ruhetag. — Große Auffahrt nach Charlottenburg. — Der Tenorist Salembini. — Die Tänzerin Barberina. — Ball in den Appartements der Königin und offene Tafel. — Dem von Trenck wird im Gedränge die Schärpe gestohlen. — Folgen davon. — Einladung zum Empfange der andern Schärpe. — Abschiedsfest beim schwedischen Gesandten. — Abschiedsscene.

1.

Prinzessin Amelie, die jüngste der Schwestern Friedrichs des Großen, war in ihrer Jugend fast angebetet vom Volke, wie besonders von ihrer nächsten Umgebung.

Es war nicht allein ihre Schönheit und ihr Geist, was sie so beliebt machte, sondern auch die Sanftmuth und Güte ihres Charakters. Sie besaß übrigens ausgezeichnete Talente. Sie liebte und übte Musik und sel-

ten hat es ein Dilettant weiter gebracht in Composition und Spiel, wie diese junge Prinzessin.

Prinzessin Amelie war vielleicht in der ganzen königlichen Familie die Einzige, deren Geist dem des großen Friedrich einigermaßen nahe stand. Sie besaß dieselbe geistige Feinheit, dieselbe Lebhaftigkeit in der Unterhaltung, dieselbe Neigung zu Sarkasmen.

Damals war ihre feine Spötterei noch unschuldig, ohne Gift und Galle, wie in der spätern Zeit, als das Unglück der Liebe sie verstimmt hatte.

In ihrer ersten Jugendblüthe hatte man Alles fern von ihr gehalten, was sie irgendwie unangenehm berühren konnte. Sie besaß eine beträchtliche Bibliothek, die dadurch merkwürdig geworden war, daß sie selbst mit eigner Hand Randglossen zu den ihr auffallenden Stellen geschrieben hatte. So u. A. bei einer Stelle, wo Voltaire von den Maulaffen in Paris schrieb, hatte sie an den Rand geschrieben: „Und wo giebt es dergleichen nicht? Blickt nur auf Berlin!"

Dieser liebenswürdige Charakter, wie geschaffen alle Welt zu beglücken, wurde indessen auf das Tiefste verstimmt durch zwei Ereignisse, die im Jahre 1744 ihr bis dahin so harmloses Jugendleben erschütterten.

Wir müssen diese Ereignisse erzählen, denn sie bilden den Wendepunkt eines von der Natur edeln Charakters und zerstörten das Lebensglück zweier Menschen, die

durch die Gunst der Geburt und einer glänzenden Stellung berufen zu sein schienen, aus dem Füllhorn des Glückes mit Lebensfreuden überschüttet zu werden, die aber eben dadurch, daß sie einen kurzen Rausch von Glück genossen, die unglücklichsten aller Sterblichen auf Erden wurden.

2.

Es war im Anfange des Jahres 1744, als ein vornehmer Schwede in Berlin erschien, ein Herr von Rudenschild, und am königlichen Hofe sich bald die Kunde verbreitete, daß derselbe abgeordnet sei, Präliminarien zu einer Vermählung des schwedischen Kronprinzen mit der preußischen Prinzessin einzuleiten.

Der Hof und der Senat von Schweden hatten beschlossen, für den Thronerben des Reichs um die Hand einer königlich preußischen Prinzessin zu werben.

Der Cavalier, welcher den Auftrag erhalten, deshalb am preußischen Hofe vorläufig anzufragen, hatte die Wahl zwischen der Prinzessin Ulrike und der jungen Prinzessin Amelie.

Man hat nicht erfahren, welches der Grund war, weshalb er nicht die ältere, sondern die jüngere für den Thron von Schweden bestimmte. Möglich, daß man von ihrer Lebhaftigkeit, ihrem Geist und Charakter Intriguen am schwedischen Hofe fürchtete. Indeß ist so viel wenig-

stens gewiß, daß man sich mehr zu der Wahl der Prinzessin Amelie hinneigte. Sie war es, auf die man ganz besonders den Herrn Gesandten aufmerksam gemacht hatte, indem man ihm zugleich empfahl, sich am Hofe als einfachen Reisenden vorstellen zu lassen und noch zu zögern, sein Creditiv als Gesandter zu übergeben, und keine besondern Anträge zu stellen, bevor er in dieser Beziehung mit einer neuen Ordre von Seiten seiner Regierung versehen sein würde. Er sollte aber dieses Incognito seiner Stellung benutzen, um Alles zu erforschen, was über den Charakter und den Geist beider Prinzessinnen Aufschluß geben könne. Er war instruirt, über den Erfolg seiner Beobachtungen die speciellsten Mittheilungen nach Stockholm hin zu machen.

Es wurde nun zwar der Schwede nur als einfacher Reisender bei Hofe eingeführt; aber das Geheimniß seiner Sendung wurde bald für die Personen am Hof ein Geheimniß in der Comödie, das sich schon vom ersten Act an durchschauen läßt.

So erfuhr denn bald Prinzessin Amelie, so gut wie ihre ganze Umgebung, daß sie besonders der Gegenstand der Bewerbungen des Schweden sein sollte.

Amelie war jung und damals noch ganz durchdrungen von den religiösen Grundsätzen, worin sie ihr strenger königlicher Vater hatte erziehen lassen. Ihrer schüchternen Seele war der Gedanke ein Gräuel, daß es, um einst

Königin von Schweden zu werden, nothwendig sein würde, ihr Glaubensbekenntniß zu ändern. Sie war reformirt und sollte nun lutherisch werden, zwar kein großer Schritt, da der Unterschied beider Confessionen mehr in der Glaubensformel, als im Wesen liegt; aber in ihrer jugendlichen Aengstlichkeit machte sie sich doch ein Gewissen daraus.

Sie hatte Niemanden, mit dem sie sich besprechen konnte, was ihre Seele so beunruhigte, als ihre um vier Jahre ältere Schwester Ulrike. Und dieser öffnete sie die Bekümmernisse ihres Herzens. Täglich sprach sie mit ihr darüber, ohne zu verrathen, daß sie nach Art der jungen Mädchen, die schon, fast ohne es zu wissen, ein Ideal im Herzen tragen, einen heimlichen Abscheu hatte gegen eine Verheirathung mit einem ihr ganz fremden Mann. Und so mußte vielleicht die Stärke der Gewissensscrupel in der schwärmerischen jungen Seele ein Deckmantel werden für ein weit tiefer liegendes Gefühl, welches sie sich noch nicht selbst bekennen wollte. Ein Thron hatte für ihr Gefühlsleben noch nicht den mindesten Reiz.

„Ist es denn durchaus nothwendig, liebe Schwester," sprach sie in Thränen zerfließend, „meine Religion zu verleugnen und mein Gewissen zu beschweren? den Glauben ändern gegen meine Ueberzeugung nd mich einer ewigen Verdammniß zu opfern um einer vergänglichen Krone willen? O, meine Schwester, stehe mir bei mit

Deinem Rath und sei meine erfahrene Führerin durch diese Wirren des Lebens."

Prinzessin Ulrike hatte nicht diese zarten Bedenken, wie ihre jüngere Schwester und nicht diese Gleichgültigkeit gegen die Herrlichkeit einer Krone. Sie gerieth in eine Verwirrung, die nur dadurch hervorgebracht war, daß sie sogleich erkannte, welche Vortheile diese Weigerung ihrer Schwester für die Verbesserung ihrer eignen Lage haben könne. Doch zögerte sie noch, sich darüber auszusprechen. Sie beschränkte sich darauf, ihr zu wiederholen, sie möge sich doch beruhigen. Endlich rückte die kluge Ulrike mit ihrem Rath heraus. Sie sagte zu ihrer Schwester: Wenn sie so entschieden sei, jeden Abfall von ihrem Glauben zurückzuweisen, und damit dem Thron von Schweden zu entsagen, weil sie ihr kein Mittel rathen könne, um diese Vermählung ohne die verhaßte Religionsveränderung zu Stande zu bringen, so bliebe nur ein Mittel übrig, um den Vorwürfen zu begegnen, welche man ihr in Folge ihrer Weigerung machen könne.

„Ach, meine Schwester," rief Amelie, „sagen Sie ohne Bedenken mir Alles, was ich thun muß, um aus diesem fürchterlichen Zwiespalt heraus zu kommen!"

„Nun," entgegnete Ulrike, indem sie nur den dringenden Bitten ihrer Schwester nachgeben zu wollen schien, „das einzige Mittel, Dich aus dieser schrecklichen Lage zu befreien, das aber auch ganz unfehlbar wirken würde,

wäre eine geschickte Verstellung. Von diesem Augenblick an würdest Du vor der Welt und selbst außer dem Hofe, in Deinen nähern Umgebungen, auch in den Hofzirkeln, ganz besonders aber in Gegenwart des schwedischen Gesandten, Dir den Anschein zu geben haben, als sei ein kleiner Teufel in Dich gefahren. Du würdest gegen Jeden, besonders aber gegen den Heirathsapostel einen Ton des Hochmuths anzunehmen haben, eine Geringschätzung, Capricen und Herrschsucht und dabei einen Eigensinn des Willens, der Alles, was man bisher in dieser Art gesehen hat, übertrifft. Wenn man Dir, sei es auch mit aller Bescheidenheit, darauf etwas antworten wollte, so rathe ich Dir, schneide Jedem, der es wagt anderer Meinung zu sein, die Antwort ab, indem Du ihm befiehlst zu schweigen, und will man Dir ein Compliment sagen, so sei ein schweigender Ausdruck von Verachtung Deine Antwort."

Amelie hörte mit Aufmerksamkeit auf diese falschen Rathschläge ihrer listigen Schwester und ging in die Falle. Sie dankte ihr für den klugen Rath und versprach, ihr Benehmen danach einzurichten.

Schon am nächsten Tage begann sie mit einem Geschick, das einer Schauspielerin Ehre gemacht haben würde, ihr seltsames Spiel. Sie zeigte eine so merkliche Verwandlung ihres Charakters, daß alle Welt davon überrascht wurde, und das war um so mehr der Fall, als diese Prinzessin bis dahin ein wahres Ideal von Herab-

lassung, Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Herzensgüte gewesen war.

Der Schwede, dem ihr jetziges Benehmen ebenfalls aufgefallen war, verfolgte sie mit seinen Blicken und unterwarf sie mehrern Prüfungen. Sie blieb aber vollkommen Meisterin ihrer Rolle und das gewährte einen für sie höchst ungünstigen Contrast mit der Anmuth, klugen Zurückhaltung und der gefälligen Sanftmuth, wovon die Prinzessin Ulrike sich nicht um einen Augenblick entfernte. Je unliebenswürdiger Amelie sich zeigte, um so mehr bemühte sich ihre Schwester, durch eine ihr früher nie eigen gewesene Liebenswürdigkeit alle Herzen zu erobern und in der That besaß sie alle Vorzüge des Geistes und der Schönheit, um, wenn sie wollte, zu gefallen.

Bald mußte der Gesandte überzeugt sein, daß er über den verschiedenen Charakter beider Prinzessinnen vollkommen im Klaren sei. Er erkannte, daß man ihm ganz unrichtige Vorstellungen darüber beigebracht habe; daß Prinzessin Amelie hochmüthig, herrschsüchtig und voll Capricen sei. Er war überzeugt, daß ihre Persönlichkeit der ganzen schwedischen Nation im höchsten Grade mißfallen müsse; wogegen ihre Schwester Ulrike ganz geeignet sei, alle Herzen für sich zu gewinnen, durch einen Verein von trefflichen Eigenschaften, die nur gefallen und Vertrauen erwecken könnten.

Und nun berichtete er diese Ergebnisse seiner Beob-

achtungen nach Stockholm. Man antwortete ihm von dorther: wenn Alles sich so verhalte, wie er gemeldet habe, so hätte er weiter nichts zu thun, wie sein Creditiv als außerordentlicher Gesandter dem Könige zu überreichen und officiell um die Hand der Prinzessin Ulrike für den schwedischen Thronfolger anzuhalten.

Nach dem Empfang dieser Depesche zögerte der Gesandte nicht länger, der erhaltenen Weisung zu genügen, und der König, die Königin, wie die Prinzessin selbst nahmen die Bewerbung so günstig auf, daß, ehe es Prinzessin Amelie nur ahnete, die Verbindung dem Hofe declarirt wurde, worauf sogleich die Anordnungen zu einer glänzenden Vermählungsfeier begannen.

3.

Prinzessin Amelie war wie vom Donner geschlagen. Es erging ihr wie vielen jungen Mädchen, die anfangs sich durch einen fast unbewußten Zug ihres unerfahrenen jungen Herzens leiten lassen und dann, wenn es zu spät ist, erkennen, daß es Phantasterei damit war, und daß sie ein glänzendes Loos dahin gegeben haben um einer schillernden Seifenblase willen, und Reue darüber fühlen. Sie erkannte jetzt erst, was sie verloren hatte und daß ihr ganzes künftiges Lebensglück das Opfer der Intriguen ihrer Schwester geworden war. Und gerade die

Falschheit derselben und der Mißbrauch ihres Vertrauens ärgerte und erbitterte sie.

So war sie denn unzufrieden mit Gott und der Welt und zürnte mit sich selbst; vor Allem aber war sie erbittert über ihre Schwester Ulrike. Eines Morgens früh ging sie zu ihr und machte ihr die heftigsten Vorwürfe über ihr Benehmen.

Ulrike saß im Pudermantel vor ihrem Toilettenspiegel. Ihre Kammerfrauen ordneten ihr das Haar zum Verlobungsfeste, das heute gefeiert werden sollte. Die Braut, glücklich in ihren Erfolgen, hörte mit der vollkommensten Ruhe die scharfen, verletzenden Reden ihrer Schwester an. Alsdann entgegnete sie mit Gelassenheit: „Sie haben wohl vergessen, liebe Schwester, Alles, was unter uns vorgefallen ist. Ich habe Sie weder getäuscht, noch das Vertrauen verletzt, das Sie mir geschenkt haben. Sie selbst haben mir von freien Stücken ihre Gewissensscrupel, Ihre Besorgnisse und Wünsche mitgetheilt. Ich habe mit Ihnen auf keine andere Weise gesprochen, als ich gewünscht hätte, daß man mit mir sprechen möge, wenn ich in der Situation gewesen wäre, solche Gesinnungen zu hegen, wie Sie an den Tag gelegt haben. Mit einem Wort, ich habe Ihnen keinen andern Rath gegeben, als einen solchen, der ganz mit Ihren eigenen Wünschen und Absichten übereinstimmte. Wenn ich selbst nicht den Rath befolgte, den ich Ihnen gegeben habe, so

lag der Grund darin, daß ich mich weder in derselben Lage befand, noch dieselben Meinungen hatte. Mein Gewissen ist weniger bedenklich, als das Ihrige. Der Gedanke, lutherisch zu werden, veranlaßt mir nicht die geringste Gemüthsbewegung, um so weniger, als es ja doch im Interesse der öffentlichen Ordnung geschehen würde und nicht aus persönlicher Unbeständigkeit. Ich habe keine Furcht vor ewiger Verdammniß, wenn ich Königin von Schweden werde. Und Sie verlieren auch nichts dabei, liebe Schwester, denn Sie werden Königin von Dänemark. Die eine Krone gilt so viel wie die andere. Und auf jeden Fall haben Sie weder das Recht noch die Macht, mich in dieser Beziehung zu verurtheilen."

Was konnte Prinzessin Amelie antworten? Aber eben deshalb machte diese kalte ruhige Rede ihrer Schwester, der sich keine Gründe entgegensetzen ließen, einen so tiefen erbitternden Eindruck auf ihr Gemüth. Sie fühlte sich erniedrigt, in Verzweiflung, und mit Groll erfüllt, und in Zwiespalt gesetzt mit ihrem Stolz und ihren schwärmerischen Gefühlen.

4.

So war Ameliens Seelenstimmung während der glänzenden Festlichkeiten der Vermählung ihrer glücklicheren Schwester weder eine heitere noch eine glückliche.

Der ganze Hof war mit dieser Vermählung beschäf-

tigt. Alle Kaufmanns-Magazine in Berlin waren erschöpft, man richtete reizende Zimmer im Berliner Schlosse ein. Ebenso in Charlottenburg und Montbijou, dem Landhause der Königin. Der König bestellte eine große Oper, und wählte selbst die Lustspiele, welche an den festlichen Tagen aufgeführt werden sollten. Alle fremde Gesandten versahen sich mit kostbaren Kleidern und Equipagen. Die Damen besonders träumten Tag und Nacht nur von ihren Toiletten, und hatten dabei so viele Sorgen und Anstrengungen, daß wirklich Nachtheile für die Frische ihres Teints und ihrer Gesundheit die Folge davon waren.

Der schwedische Hof hatte, nachdem Herr von Rudenschild seine Aufgabe, die Präliminarien der Verbindung einzuleiten, mit so vielem Geschick gelöst hatte, mit der feierlichen Anwerbung einen Grafen von Tessin beauftragt. Dieser erschien denn auch am Hofe als Ambassadeur, welcher den Auftrag hatte, feierlich um die Hand der Prinzessin Ulrike von Preußen anzuhalten, und alsdann den Prinzen Wilhelm zu ersuchen, den Kronprinzen von Schweden bei der priesterlichen Einsegnung zu vertreten. Der Graf verband ein einnehmendes Wesen mit großen Verdiensten; einen sehr achtbaren Charakter mit einer seltenen Weltbildung. Er erschien in Berlin mit einem ebenso zahlreichen als glänzenden Gefolge. Es war die Blüthe des jungen schwedischen Adels, die sich

in seinem Gefolge befand, unter Andern sah man dort die Grafen Horn, von Fersen, von Taube, den Baron von Brahe, von Wrangel und andere aus den berühmtesten Familien des Reichs.

Der Einzug des Gesandten entsprach seinem ehrenvollen Auftrage. Seine Livreen und Equipagen waren ebenso glänzend als geschmackvoll. Sechs weiße Pferde mit hellblauem und auf das Reichste mit Silber besetztem Geschirr zogen seine erste, mit reich vergoldeter Bildhauerarbeit und weißen Straußfedern geschmückte Staatscarosse. Der Wagenkasten, mit der reichsten Malerei geschmückt, wiegte sich nach alter Weise auf langen breiten Riemen. Pagen hingen in beiden Kutschschlägen, vier Diener, alle in hellblau, mit Silber fast bedeckten Livreen, standen hinten auf dem Kutschtritt. Mehrere vier- und zweispännige Equipagen folgten mit den Damen und den Cavalieren der Gesandtschaft.

An diesem Tage der Auffahrt hatte der schwedische Ambassadeur Audienzen bei dem König, bei der Königin und der Prinzessin.

Seine Worte, womit er den Antrag machte, waren edel und ungekünstelt.

Sobald das Ceremoniel vorüber war, entsagte man sowohl von Seiten des Hofes als des Gesandten den beschwerlichen Formen eines steifen Ceremoniels und überließ

sich ganz dem Vergnügen einer feinen und glänzenden Gesellschaft.

Ulrike, die gefeierte hohe Braut, schwamm in einem Meere von Freude und Vergnügungen. Sie wurde so geehrt und fast auf den Händen getragen, wie noch nie früher in ihrem Leben. Ein so glänzendes Loos, wie sich hier vor den Augen der jungen Prinzessin Amelie zu Gunsten ihrer glücklicheren Schwester entfaltete, konnte nur dazu beitragen, ihre Verstimmung darüber, daß sie selbst durch unzeitige Gewissensscrupel ein solches Glück verscherzt hatte, noch zu erhöhen.

Zudem fand auch Prinzessin Ulrike in den Damen, welche den schwedischen Ambassadeur begleitet hatten, so liebenswürdige Repräsentantinnen des schwedischen Hofes, daß dadurch ihr Muth zum Scheiden von ihrer Familie und ihre Hoffnung auf eine glückliche Zukunft nur erhöht werden konnte.

Besonders war ihr die Gemahlin des Gesandten, die Gräfin Tessin, interessant. Diese befand sich nicht mehr in der Blüthe der Jugend und konnte keinen Anspruch auf Schönheit machen, aber sie war gut gewachsen und kleidete sich mit Geschmack, besaß Witz und Anmuth und hatte durch einen langjährigen Aufenthalt in Paris sich die elegante Leichtigkeit des französischen Wesens angeeignet.

Und dazu war sie von einer jungen Gräfin Sparre

begleitet, der die Natur den feinsten Teint mit dem hohen eleganten Wuchse der blonden Nordländerinnen im reichlichsten Maße verliehen hatte; ihr Auge war, im seltensten Verein der widersprechendsten Eigenschaften, ebenso feuerig als sanft. Dabei hatte sie die heiterste, immer sich gleichbleibende Laune, und war in der Unterhaltung ebenso geistreich als gemüthlich.

Diese interessante Fremde wurde bald Ulrikens vertrauteste Freundin.

Graf Tessin logirte im Schwerinschen Palais in der Wilhelmstraße in Berlin. In seinem Audienzzimmer war ein Thronhimmel von dunkelblauem Sammet, mit dem schwedischen Wappen angebracht, worunter sich das lebensgroße Bild seines Herrn, des Königs von Schweden, befand. Mittags war bei ihm Tafel, Abends, wenn er keine Gesellschaft hatte, speiste er am Hofe. Jeder Tag, von seiner Ankunft bis zu der Abreise der Prinzessin, war durch ein anderes Fest, ein ewiges, heiteres Treiben, bezeichnet.

Die ganze Ausstattung der Prinzessin wurde in einem Zimmer des Schlosses drei Tage lang zur Schau ausgestellt. Der König Friedrich II. hatte nichts gespart, um seine geliebte Schwester dem Range nach, den sie in Schweden bekleiden sollte, würdig auszustatten.

Einhunderttausend Thaler Mitgift wurden in guten, vollwichtigen Dukaten dem Herrn von Rudenschild, der

zur Empfangnahme derselben bevollmächtigt war, ausgezahlt.

Endlich erschien der Vermählungstag. Am Morgen desselben erhielt die Prinzessin vier schwedische Cavaliere zur Aufwartung; diese waren bestimmt, auch für die Zukunft ihren Hofstaat zu bilden. Der Prinz Wilhelm, als Repräsentant des Bräutigams, erhielt ebenfalls vier schwedische Hofcavaliere. Es wurden noch Pagen und Dienerschaft aller Art hinzugefügt. Die Prinzessin kleidete ihre sämmtlichen Lakaien in die schwedische Hoflivree. Der König schickte seiner erlauchten Schwester außerdem noch Cavaliere seines Hofes, die bei ihr die Aufwartung erhielten, um ihr die Ehren einer fremden Prinzessin zu erweisen. Unter diesen befand sich auch der Cornet von Trenck.

Das war mehr als genug, um eine junge Seele zu verwunden, wie die der Prinzessin Amelie, die sich immer mehr vereinsamt und vernachlässigt fühlen mußte, je mehr ihre Schwester glänzte in der hohen Stellung, die eigentlich vom Geschick ihr selbst angewiesen war. Allein jeder Tag, ja jede Stunde, sollte diesen Schmerz, der gewiß nahe an Neid grenzte, noch erhöhen.

Der ganze Hof hatte sich um sechs Uhr Nachmittags in den noch vom verewigten König Friedrich Wilhelm I. so reichlich mit dem kostbarsten Silbergeräth und mit krystallenen Kronleuchtern ausgestatteten Staatsgemächern

des königlichen Schlosses in Berlin versammelt. Jeder Anwesende hatte sich bemüht, und keinen Aufwand gescheut, um selbst im höchsten Glanze zu erscheinen. Die jungen schwedischen Edelleute, meistens schöne große und schlanke Figuren, mit blondem Haar und blauen Augen, sechsunddreißig an der Zahl, waren reich und mit dem höchsten Geschmack gekleidet.

Selbst der damals noch im besten Mannesalter stehende König Friedrich hatte seine einfache blaue Gardeuniform von grobem Tuch abgelegt und erschien zu Ehren des Tages in einem reich mit Silber gestickten französischen Kleide von himmelblauem Sammet. Die hohen Reiterstiefeln hatten seidenen Strümpfen und großen Schuhschnallen, mit Brillanten besetzt, weichen müssen; statt des schweren Offiecierdegens hing der feine leichte Galanteriedegen mit einem Griff von Brillanten und einer Scheide von weißem Pergament an seiner Seite. Selbst der lange Soldatenzopf hatte einem französischen Haarbeutel weichen müssen; der große dreieckige Hut mit der Generalsplüme, dem kleinen Chapeau-bas, und die großen Stülphandschuhe den kleinen weißen Glacéhandschuhen. König Friedrich erschien, wie er es als Kronprinz verbotener Weise geliebt hatte, im Costüm des ancien Marquis.

Die Prinzessin Ulrike mit ihrem glänzenden Gefolge erschien zuletzt in der glanzvollen Gesellschaft; aber sie

überstrahlte Alles durch ihre Schönheit und die in allen Regenbogenfarben spielenden Strahlen ihres überreichen Diamantenschmucks. Die meisten und werthvollsten der Edelsteine und Perlen, welche ihr schweres, großgeblümtes Brocatkleid von hellblauer Seide bedeckten, waren als Cadeau ihres künftigen Gemahls ihr aus Schweden zugegangen und vom Grafen Tessin überbracht worden. Besonders bewundert wurde ein Collier und zwei Armbänder mit großen Diamanten von seltener Schönheit, die nach und nach in Schweden selbst gefunden sein sollten und einen Theil des Kronschatzes bildeten.

Nachdem der Prinz Wilhelm, der die Prinzessin führte, und diese selbst, sich gegen den König verneigt hatten, näherten sie sich dem kostbar geschmückten Altar, der unter einem Thronhimmel stand. Dort wurde das Paar par procuration priesterlich eingesegnet durch den Beichtvater der Königin Mutter, der ein Lutheraner war.

Eine dreifache Kanonensalve im Lustgarten verkündete den Berlinern den Augenblick der hohen Vermählung. Die Prinzessin empfing darauf die Glückwünsche ihrer Familie und des ganzen Hofes.

Der Prinzessin Amelie überreichte der König, gleichsam zur Entschädigung für den ehelosen Stand, wozu sie bestimmt zu sein schien, das Diplom ihrer Würde als Aebtissin von Quedlinburg und gab ihr das goldene Kreuz.

Man ging ziemlich früh zur Tafel; an der königlichen Tafel speisten außer den Fürstlichkeiten nur noch die Gemahlinnen der Gesandten.

Alles Tischgeräth, alle Armleuchter und Bestecke waren von gediegenem Golde.

Außer dieser königlichen Tafel waren vier andere prächtige Tafeln in den an den großen Saal anstoßenden Zimmern gedeckt. Ueberhaupt war das ganze Fest mit einer Pracht und Herrlichkeit ausgestattet, wie bis dahin Berlin, selbst unter dem prachtvollen König Friedrich I., noch kein ähnliches gesehen hatte.

Nach aufgehobener Tafel wurde, nach der altherkömmlichen Etikette, der große Fackeltanz, diese prächtige Promenade mit Wachsfackeln durch den Saal, aufgeführt. Bei dem hellen, sich bewegenden Lichtschein blendete der Diamantenglanz das Auge um so mehr. Dem Fackeltanz folgte ein eben so glänzender Ball, der bis an den hellen Morgen dauerte.

Auf diesem Balle tanzte Prinzessin Amelie öfter mit einem schönen, jungen Garde du Corps-Officiere, dem Baron Friedrich von Trenck. In dieser ihrer Verstimmung war es, als wolle sie sich aus Desperation durch Tanz in eine gewisse Heiterkeit versetzen. Der junge Trenck hatte durch seine Tournüre und liebenswürdige Freimüthigkeit ihre Blicke auf sich gezogen, zumal da er als ihr Lebensretter ihrem dankbaren Herzen schon näher

stand, als jeder Andere, und mehr fast, als es die Klugheit und strenge Etikette erlaubt hätte, wurde dem jungen Trenck die Ehre zu Theil, durch den diensthabenden Kammerherrn der Prinzessin Amelie zum Tanz mit ihr befohlen zu werden. Wie im Verlaufe der Nacht die Bewegung und Unterhaltung auf diesem glänzenden Hofballe freier wurde, gab es Momente genug, wo die Geistesblitze einer kurzen, halb leise geführten Unterhaltung mit einander beiden ein unverkennbares Vergnügen gewähren konnten. Jetzt erst vermochte sie es, mit den wärmsten und innigsten Worten ihm Dank zu sagen für seine rettende That. Sie ließ dabei in der Lebhaftigkeit ihrer Gefühle unbedacht die Worte fallen: „Mein Leben ist Ihr Werk, Monseigneur, das Werk aber gehört dem Meister, der es schuf. Verfügen Sie über meine Gnade," setzte sie, sich sammelnd, mit Hoheit hinzu. Als die Beendigung des Balles die Prinzessin nöthigte, sich zurückzuziehen, nahm sie eine Unruhe in ihrem Herzen mit in ihr stilles Schlafgemach, welche sie sich selbst nicht erklären konnte; aber Trenck's Bild gaukelte durch ihre Träume, und dem jungen Officier erging es nicht besser. Die erste jugendliche Zuneigung zu einem schönen und anmuthigen, jungen weiblichen Wesen, das gegen ihn die Liebenswürdigkeit selbst war, und in jener gefahrvollen Stunde einen Augenblick an seinem Herzen und in seinen Armen geruht hatte, kämpfte in seiner feurigen Seele mit der Ehr-

erbietung, die ihr hoher Rang einem jungen Hofmann einflößen mußte. Friedrich von der Trenck konnte nicht schlafen; das Wogen der widersprechendsten Gefühle und Betrachtungen arbeitete störend gegen jede Ruhe, welche die sonst so kräftige Natur des jungen Mannes sicher nach den Anstrengungen eines solchen Balles genossen haben würde.

5.

Die folgenden Tage sollten Gelegenheit geben, diese interessante Bekanntschaft fortzusetzen, die für beide Theile einen so geheimnißvollen Reiz hatte.

Tags darauf, als am Mittwoch, war wieder große Abendtafel und Ball am Hofe.

Am Donnerstage gab die Gemahlin Friedrichs des Großen ein Diner in ihrem Lustschlosse Schönhausen, das ihr der König nach seiner Thronbesteigung geschenkt hatte, um durchzuführen, was er gesagt hatte, als er durch den gebieterischen Willen seines strengen Vaters genöthigt gewesen war, sich mit dieser bevernschen Prinzessin wider seinen Willen zu vermählen: „Ich werde sie stets als Königin achten, aber in der Ehe werde ich meine Freiheit bewahren; da wird es heißen: „„Guten Tag Madame, und guten Weg!““ Und in der That sah er sie als König nie anders wie in großer Gala, bei feierlicher Gelegenheit, und sprach dann nie ein anderes Wort

zu ihr, als eine kalte Höflichkeitsformel, während er sie so gesetzt hatte, daß sie ihrem Range gemäß und ihren Neigungen angemessen leben konnte. Die später entstandene reizende Schöpfung von Sanssouci hat Friedrichs des Großen Gemahlin in ihrem Leben nie gesehen.

So war denn auch dieses Diner mit Ball ein Opfer, welches die in ihren heiligsten Interessen so schmerzlich verletzte Königin der Etikette ihrer hohen Stellung brachte. Aber die Tafel und der Ball waren ebenso kalt, förmlich und freudenleer, als ihr eigenes verwaistes Leben. Prinzessin Amelie fand dabei keine Gelegenheit, mit Trenck nur ein paar Worte zu wechseln. Nur mehr als einmal begegneten sich gegenseitig ihre Blicke.

Am Freitage war große Oper.

Am Sonnabend veranstaltete die verwitwete Königin, Mutter Friedrichs des Großen, Souper und Ball mit einer glänzenden Illumination in ihrem reizenden Lustschlößchen Montbijou. Dabei hatte die Prinzessin im Gedränge, unbemerkt, wie es schien, ihren Handschuh fallen lassen. Aber zwei Augen, die sich kaum auf Momente von ihr wendeten, hatten es bemerkt. Trenck war so glücklich, den Handschuh aufheben und ihn mit einer tiefen Verneigung überreichen zu dürfen, und ein leise zuckender Druck ihrer zarten weißen Hand durchglühte ihn wie ein electrischer Funken, und wieder auf längere Zeit war es um seine Gemüthsruhe geschehen.

Der Sonntag gehörte der Erholung; nur am Morgen war, wie gewöhnlich, beim Könige und Abends bei der Königin-Mutter Aufwartung.

6.

Am Montag Nachmittag war große Auffahrt nach Charlottenburg. Der ganze Adel Berlins und der Provinz war dabei in großer Gala, sowohl in prachtvoller Kleidung als durch glänzende Equipagen und Livreen zugegen. Trenck wußte es so einzurichten, daß er zu Pferde sich immer in der Nähe des Wagens der Prinzessin halten konnte. Der schöne schlanke junge Officier, in der geschmackvollsten und glänzendsten Uniform auf der Welt, mit der goldbesetzten Sürtoutweste von rothem Sammt, auf einem der schönsten und muthigsten Pferde reitend, das er der Gnade seines Königs zu danken hatte, courbettirte nebenher, und seine Erscheinung war wohl geeignet, ein lebhaft empfindendes jugendliches weibliches Herz zu schnelleren Pulsschlägen zu bringen und ihre Wangen mit einem höheren Roth zu färben. Prinzessin Amelie hatte nicht geringe Selbstbeherrschung nöthig, um die Blicke, welche Beide wechselten, der Aufmerksamkeit ihrer Umgebungen zu entziehen.

Diese glänzende Corsofahrt war sehenswerth und machte einen Theil der Festlichkeiten der Vermählungsfeier aus. In der großen Allee des Thiergartens wogte eine

unermeßliche Menschenmenge. In dem schönen Walde waren in Zwischenräumen Zelte aufgestellt, in welchen die Bewohner Berlins sich ausruhen konnten und unentgeltlich Erfrischungen erhielten; von dort aus konnten sie mit Gemächlichkeit den stundenlangen Zug, eine große Anzahl von sechs-, vier- und zweispännigen Carrossen, vorüberfahren sehen.

In Charlottenburg versammelte sich der Hof in dem großen Orangeriehause, das mit Bändern, Kränzen und Abends mit buntfarbigen Lampions geschmückt war. In allen Fensterbogen des Gebäudes standen blühende Orangenbäume, deren Duft den reizend decorirten Saal erfüllte. Am Ende dieses Saals war ein kleines Theater angebracht, worauf der König ein italienisches Schäferspiel mit Gesang und Tanz aufführen ließ. An diesem Tage übertraf der Sänger Salembini sich selbst. Die meisten der kunstvollsten Sänger, welche ihre Rouladen und Fioretturen wie Canarienvögel in das gefüllte Haus hineinschmettern, singen nur für das Ohr, dieser herrliche Tenorist aber sang für das Herz. Seine weichen und doch so metallreichen Töne drangen in das Innere der Seele.

An diesem Tage sah man auch zum ersten Male die reizende und später so berühmt gewordene Tänzerin Signora Barberina auftreten. Man kann nichts Graziöseres, nichts Elastischeres und Leichteres sehen, als diese junge Italienerin, die mit dem feinsten Wuchs eine üppige Fülle des

Körpers verband. Ihr Teint war brünet, wie bei allen Italienerinnen, aber belebt von einem Paar achatschwarzer Augen, die in ihren Blicken ein tiefglühendes Feuer sprühten. Ihr fein geschnittener Mund mit den nur leicht gerötheten Lippen lächelte so anmuthig, daß man darüber fast das herrliche römische Profil mit den fein gezeichneten Augenbrauen übersah. Das Haar unter dem leichten Schäferhut war glänzend schwarz und, in natürliche Locken geschlungen, wallte es nieder auf die warmen elastischen Wellen der vollen runden Schultern des schwanenweichen Nackens und des jugendlichen Busens, die in warmen Farbentönen die Gluthen der Leidenschaft auszuhauchen schienen.

Unter ihren Bewunderern, die sich möglichst nahe an die Bühne drängten, sah man einen hochgewachsenen jungen Mann, der sich selbst durch die Anwesenheit des Hofes nicht abhalten ließ, seine Begeisterung durch Applaus und Bravoruf ungebührlich laut werden zu lassen. Sein Benehmen war so auffallend, daß es selbst die Prinzessin Amelie bemerkte. Sie saß neben ihrer Schwester Ulrike und theilte dieser ihre Bemerkung mit. Auch der hohen Braut war der junge Enthusiast aufgefallen. Sie wendete den Kopf und winkte einen ihrer Cavaliere herbei — es war der Kammerjunker Lieutenant von der Trenck, den sie fragte: „Kennen Sie den jungen Enthusiasten, der die Barberina so auffallend admirirt?“

„Es ist ein junger Verrückter,“ antwortete Trenck,

mit einem Blick auf Prinzessin Amelie, „der dritte Sohn des berühmten Kammergerichtspräsidenten von Cocceji.“

„Warum verrückt?“ fragte Amelie.

„Weil er liebt,“ antwortete Trenck.

„Ist man immer verrückt, wenn man liebt?“ fragte die Prinzessin.

„Wenigstens hat der Verstand keine Macht mehr über einen Menschen, der bis zum Rasendwerden eine Person liebt, die so tief unter seinem Stande sich befindet, wie diese Tänzerin — und der Sohn eines Kammergerichtspräsidenten.“

„Auch dann wahnsinnig,“ fragte Amelie unbedacht in ihrer Lebhaftigkeit, „wenn ihre Standesverhältnisse noch viel höher über den seinigen erhaben wären?“

„Nur unerhört zu bleiben, würde in solchem Falle zum Wahnsinn führen,“ entgegnete der junge Mann mit einem feuerigen Blicke in das große blaue Auge der Prinzessin; „denn,“ fuhr er fort, „gewährte Gegenliebe würde ihn zum Gott erheben, und ein Gott kennt keinen Wahnsinn, nur himmlische Freudigkeit!“

Ein Blick von Prinzessin Ulrike und selbst aus einiger Entfernung von Seiten des Königs bewies Amelie, daß die Aufmerksamkeit auf Tanz und Spiel nicht so groß gewesen war, um nicht diese, wenn auch noch so leise geführte Unterhaltung zu bemerken. Die junge Prinzessin legte zum Zeichen des Schweigens den zusammengeschla-

genen Fächer auf ihren Mund und der junge Garde du Corps-Officier zog sich zurück.

Nach der Operette begab sich die glänzende Gesellschaft des Hofes auf die große Terrasse. Es war indeß Abend geworden. Der ganze, in französischem Geschmack angelegte Garten mit seinen schnurgeraden Alleen, beschnittenen Taxushecken, die allerhand Figuren von Thieren bildeten, und mit den zahllosen Statuetten aus Sandstein war auf das Brillanteste erleuchtet. Ueberall sah man in der dunklen Nacht von Baum zu Baum Guirlanden und Festons von vielfarbigen Lampions gebildet. Nach einer halbstündigen Promenade, bei welcher Trenck sich stets im Gefolge der Prinzessin Ulrike aufhielt und dadurch das Glück hatte, mit der von ihm angebeteten reizenden Amelie mehr als einen jener schnellen Blicke wechseln zu können, die im Moment so viel sagen und oft unbewußt mehr verrathen, als mit Bewußtsein gewährt sein würde, verfügte man sich zur Abendtafel.

Diese war im großen Orangeriesaale auf das Glänzendste servirt. Alle Personen von Stand waren ohne Unterschied eingeladen.

Der König und die Königin, an deren Seite bei so feierlicher Gelegenheit der König erschien, sowie alle Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses und die anwesenden fremden Fürstlichkeiten saßen in der Mitte der Tafel, und zwar der König, die Königin und die hohe

Braut unter einer Art von Thronhimmel. Ihnen zunächst hatten die Minister ihre Plätze empfangen; auf diese folgten die fremden Gesandten und Damen vom ersten Range, dann sämmtliche übrigen Damen und Herren ohne Unterschied, wie sie eben Platz finden konnten.

Trenck saß ziemlich entfernt von der Prinzessin Amelie und doch traf es sich oft, daß ihre Blicke einander begegneten. Dann flog eine leichte Röthe über die zarten Wangen der Prinzessin und Trenck lächelte entzückt, still vor sich hin.

Alles war vortrefflich an der Tafel. Es fehlte an nichts. Man wurde mit der pünktlichsten Ordnung und Schnelligkeit bedient. Es waren dazu nicht allein alle königlichen Lakaien in ihrer reichgalonnirten Staatslivree verwendet, sondern auch hundert Jäger von der Garde commandirt. Diese waren sämmtlich mit der Dienerschaft um die Tafel aufgestellt. In jeder Nische des Saales war ein Büffet angebracht, wo die dienstbaren Geister in silbernen Geschirren Alles fanden, was die Gäste bedurften.

Um die mit 500 Couverts besetzte Tafel recht glänzend serviren zu können, war aus der königlichen Silberkammer alles Silberzeug und Goldgeräth, hell polirt, auf die Tafel gebracht. Selbst die schweren massiv silbernen Girandolen und die großen silbernen Armleuchter, die der verewigte Vater des Königs angeschafft hatte, waren mit armdicken Wachskerzen aufgestellt.

Nach aufgehobener Tafel begab sich die Gesellschaft wieder in den Garten, wo man von der Terrasse herab auf der Spree ein glänzendes Feuerwerk abbrennen sah, das mit seinem funkelnden, oft vielfarbigen Widerschein im Wasser einen wahrhaft magischen Anblick gewährte.

Unterdessen waren in dem schönen Orangeriesaal die Tische weggenommen und unter Leitung des ersten königlichen Kammerdieners, des damals viel geltenden Findersdorff's, war der Saal wie durch Zauberei so schnell für den glänzenden Hofball eingerichtet worden.

Der König, der in seiner Jugend ein eleganter Tänzer war, eröffnete den Ball mit seiner Schwester, der neuvermählten Kronprinzessin von Schweden. Man tanzte bis an den hellen Morgen und die allgemeine ungezwungene Heiterkeit gab den beiden Liebenden, die noch mit keinem Wort es gewagt hatten, einander ihre zärtlichen Gefühle gegenseits zu bekennen, manche Gelegenheit, ohne aufzufallen, mit einander zu tanzen und gegenseits einige Blicke und Worte der Zuneigung auszutauschen.

Endlich, schon bei Anbruch des Tages, kehrte der königliche Hof nach Berlin zurück. Der Mond war aufgegangen; die Sommernacht war so lauwarm und angenehm, daß auch jetzt noch der ganze Weg, besonders im frischen Waldesgrün des Thiergartens, mit Menschen wie bedeckt war.

7.

Am Dienstag überließ man sich einer, nach so anstrengenden Festlichkeiten gewiß von allen Seiten ersehnten Ruhe.

Am Mittwoch gab der König in den glänzenden Gemächern seiner Gemahlin offene Tafel. Das ganze Publikum von Berlin und Charlottenburg hatte Zutritt. Wie ein Strom, der nicht enden wollte, so ergoß sich die Menschenmenge durch den langen Saal, indem sie durch eine der Flügelthüren eintrat, auf der andern den Saal wieder verließ. Die loyalen Unterthanen waren glücklich, ihre allerhöchsten Herrschaften mit dem Appetit, welcher Zeugniß gab von der menschlichen Natur dieser Götter der Erde, speisen zu sehen.

An diesem Tage war der junge Lieutenant Baron von der Trenck commandirt, im Saale die Erhaltung der Ordnung zu überwachen. In seinem Diensteifer gerieth er einige Male mit seiner reichgalonnirten kostbaren Uniform in das Gedränge der Menschen. Und bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß ihm die schwarzsilbernen Fransen von der Schärpe abgeschnitten wurden.

Bald wurde der Vorfall bekannt und es fehlte nicht an Neckereien darüber. Der König ließ ihn kommen, um ihm scherzhafte Vorwürfe zu machen.

„Mein lieber Trenck,“ sagte er zu ihm, „Er ist ein bewunderungswürdiger Mensch. Gleich dem Auge der

Vorsehung trägt Er seine Blicke in die weiteste Entfernung und sieht nicht, was zunächst bei Ihm vorgeht. In Betreff des Ortes, wo Er sich befand, genügte es Ihm dort zu sein, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Indeß kostet Ihm diese seine Attention eine Schärpe. Nun, das ist immer noch ein leichter Unfall gegen das Gute, was Er thut. In der That, Er ist trefflich für den Polizeidienst geeignet. Ich werde mich daran erinnern, wenn es einmal nöthig sein sollte, irgendwo die Ordnung wiederherzustellen."

Es war am ganzen Hofe bekannt, welche persönliche Gunst Trenck von Seiten des Königs genoß. Aber man suchte den Grund dieses Wohlwollens in seinem Aeußern. Man fand, daß er einen kräftigen Wuchs und starken Körperbau hatte; daß seine Gestalt verhältnißmäßig, seine Haltung ächt militärisch, sein Benehmen lebhaft und geistreich war und daß er alle diese herrlichen Eigenschaften unter der Aegide der Jugend und Gesundheit besaß.

Man weiß nicht, in wie weit eine der am Hofe anwesenden hohen Damen, die verstimmt war über ein ungerechtes Geschick, der Tröstung und des Beistandes bedurfte, die sie sich von einem so blühenden und kräftigen jungen Mann, wie Friedrich von der Trenck war, versprach, — genug, als das Fest an demselben Tage fortgesetzt wurde und der Hof Nachmittags die ungewöhnlich früh gegebene Oper gesehen und nach dem Palais des

schwedischen Gesandten gefahren war, da trat sie im Getümmel der Bewegung an ihn heran und sagte zu ihm mit gedämpfter Stimme: „Kommen Sie am Morgen 9 Uhr nach der Abreise meiner Schwester zu mir, Herr von Trenck, ich werde Ihnen Ihren Verlust ersetzen." Und diese Einladung war mit einem Blick begleitet, der Alles sagte, was der jungfräuliche Mund verschwieg und vielleicht ihr jugendliches Herz sich selbst noch nicht eingestehen wollte.

Es war Prinzessin Amelie, die damit Veranlassung gab zu einem intimen Verhältniß, das später für das Geschick des jungen Mannes so schreckliche Folgen hatte.

Trenck schwamm in einem Meere von Wonne. Mit dem ersten Feuer der Jugend träumte er von nichts als Glück und Liebe. Er hatte Stolz und Selbstgefühl genug, um ihren hohen Rang für eine Höhe zu halten, die kühne Liebe wie ein Adler die Alpen überfliegen könne.

Uebrigens war es prächtig bei dem schwedischen Gesandten, der damit im Namen seines Souveräns sein Abschiedsfest dem Berliner Hofe gab.

Das Palais des Gesandten war auswendig auf den architektonischen Linien mit farbigen Lampions und im Innern mit Wachskerzen strahlend erleuchtet. Die schwedischen und preußischen Wappen, die von Liebesgöttern getragenen, verschlungenen Namenszüge des Prinzen und der Prinzessin Ulrike, die Anspielungen und Devisen, die

überall auf das Geschmackvollste angebracht waren — das Alles war sinnig und zart. Sowohl Amelie als Trenck konnten Manches davon auf sich selbst beziehen.

Auch die Bewirthung war reich und wie König Friedrich II. es liebte, mit den feinsten Delicatessen ausgestattet. Da es im heißesten Sommer war, so hatte man Seefische und Geflügel in Kisten mit doppelten Wänden kommen lassen, deren Zwischenräume mit Eis umlegt waren.

Die schwedischen Cavaliere machten an den verschiedenen Tafeln des Soupers die Honneurs und thaten das mit einer Aufmerksamkeit und feinen Beflissenheit, die allgemein Anerkennung fand.

Nach der Tafel ließ Graf Tessin im Garten seines Hotels ein prächtiges Feuerwerk abbrennen, worauf ein Ball wie gewöhnlich den Beschluß des Festes machte.

8.

So hatte der preußische Hof mit seinen hohen Gästen über acht Tage in Freude und Wonne geschwelgt. Jetzt aber erschien der Tag der Abreise.

Der Obermarschall Graf Gotter war vom König ernannt worden, die Prinzessin Ulrike bis Stralsund zu begleiten. Dort wurde sie von zwei schwedischen Reichsräthen und verschiedenen Cavalieren und Damen erwartet.

Um den Schmerz der Trennung etwas zu zerstreuen, ließ der König noch zum Abschied eine Oper aufführen.

Die Prinzessin sollte nach derselben nur im Fluge noch eine kleine Mahlzeit einnehmen, dann die Ihrigen umarmen, sich in den Wagen werfen und mit Blitzesschnelle abreisen. Graf Gotter war beauftragt, Alles sehr schnell zu betreiben.

Die liebenswürdige Prinzessin Ulrike war ihrem Vaterlande zu werth, als daß man sie hätte ohne Thränen entlassen können. Kein Gesicht hatte einen heitern Ausdruck.

Die Prinzessin trug ein Reitkleid von schwerem rosa Seidenbrocat, reich mit Silber gestickt. Eine kleine Weste und die breiten, weiten Aermelaufschläge, aus welchen die kostbarsten Spitzenmanschetten herabhingen, sowie der Kragen des Reitjäckchens waren von seladongrünem Atlas. Ein kleiner Hut von schwarzem Sammet mit weißer Feder schwebte auf dem fliegenden lichtblonden und seidenweichen Haar, das mit einem Rosa-Bande umwunden war. Sie war schön wie der erwachende junge Morgen, wenn der Himmel mit der zartesten Rosenfarbe sich schmückt. Allein jener Anzug, der ihre Reize so mächtig hob, kündigte auch an, daß die Stunde des Scheidens von ihr gekommen sei.

Im zweiten Act der Oper, die ihrer Abreise über's Meer vorausging, trat der junge Prinz Ferdinand in die große Hofloge, wo Prinzessin Ulrike, umgeben von ihrem glänzenden Gefolge, strahlend durch Schönheit und Anmuth wie eine Feenkönigin saß und umarmte sie mit dem

Ausruf: „Ah, ma chère Ulrique, c'est fini, je ne vous reverrai jamais!“

Diese Worte waren für die mühsam zurückgehaltene Wehmuth ihrer Umgebung das Losungswort, um den Thränen freien Lauf zu lassen. Die Prinzessin schloß ihren jüngern Bruder in ihre Arme und ein Thränenstrom war ihre Antwort.

Der ganze königliche Hof vermochte nicht sich zu fassen. Die Gemüthsbewegung war bald allgemein. Niemand achtete mehr auf Gesang und Spiel der Oper. Selbst in den Zuschauerräumen blieb kein Auge trocken.

Aus der Oper fuhr man ins Schloß zurück. Dort waren die höchsten Herrschaften und die Angesehensten in den Zimmern des Königs versammelt. Man hatte nicht vermeiden können, was man hatte umgehen wollen. Die Abschiedsscene war nicht kurz und leicht gemacht worden.

Der König hatte der Prinzessin eine rührende Ode überreicht, die er auf ihr Scheiden gedichtet hatte. Kaum las die Prinzessin den Anfang derselben, der so lautete:

Partez, partez, o soeur chérie!
Déjà en Suède une seconde patrie
Vous désire et vous attend . . .

so wurde sie ohnmächtig und König Friedrich war nahe daran, diesen Zustand zu theilen. Häufige Thränen rollten ihm von den Wangen. Endlich unterbrach Graf Gotter diese Scene. Er stürmte herein, drängte sich zu der Prinzessin, riß sie aus den Armen der Königin-Mutter und

trug sie fast aus dem Zimmer. Der ganze Hof folgte. Die Reisewagen standen am Schloßportal und man hob die Prinzessin in den ihrigen.

Die Gräfin Schwerin, die bestimmt war, Prinzessin Ulrike nach Stralsund zu begleiten, und Fräulein von Knesebeck, sowie die Gräfin von Sparre stiegen mit ihr ein. Man warf den Schlag der Kutsche zu, die Kutscher trieben die Pferde an und der sechsspännige königliche Wagen, der Preußens Juwel, die angebetete Ulrike entführte, flog davon.

Prinzessin Amelie sah ihr mit thränenschweren Augen nach. Es lag ebensoviel tiefe Bitterkeit als Wehmuth in diesem Blick. Erst als sie unter den Umstehenden ihren schönen jungen Freund erblickte, dessen ehrfurchtsvoller, aber tief seelenvoller Blick sie zu beschwören schien, sich selbst zu schonen und nicht gänzlich dem Schmerz hinzugeben, wurde sie ruhiger und lächelte still vor sich hin.



Drittes Kapitel.

Prinzessin Amelie in ihrem Cabinet. — Die Officierschärpe. — Trenck. — Freundschaftsbündniß und Liebe. — Trenck's Verhältnisse in Berlin. — Gründung von Sanssouci. — Der zweite schlesische Krieg. — Scheinbare Sorglosigkeit und tiefe Gedanken des Königs. — Der Maskenball. — Der König. — Medisance über Prinzessin Amelie. — Der König spricht mit ihr. — Aufforderung zum Tanz. — Querstrich. — Herr von Cocceji. — Auftrag. — In der Garderobe. — Trenck allein. — Im Vorzimmer. — Rendezvous und Abschiedsscene. — Der König. — Die Reiterstiefeln. — Abreise des Königs aus Berlin.

1.

Der königliche Hof fing wieder an in das ruhige Gleis des täglichen Lebens zurückzukehren, welches besonders für die hochgestellten Damen so viel Eintönigkeit gewährt, daß sie nicht selten auf wunderliche Spielereien und Neigungen verfallen, um nur etwas Leben durch dieses Ennui zu bringen.

Jetzt, am Morgen nach der Abreise der Prinzessin Ulrike war es zwar bei den beiden Königinnen wie bei den Prinzessinnen das Bedürfniß der Ruhe und Erholung, das sie in jene behagliche Abspannung versetzte, welche in träumerischen Erinnerungen an die so glanzvoll durchlebte

Zeit das Gefühl der Leere und Langweiligkeit des Lebens nicht aufkommen ließ. Prinzessin Amelie saß ebenfalls träumerisch in ihrem nach eigener Phantasie und Laune mit kleinen chinesischen Porzellantassen und wunderlichen Figuren auf Consolen an den Wänden geschmückten Cabinet.

Sie saß auf dem mit weichen Sammetpolstern belegten Canapee von alterthümlich geschnörkelter Form, den einen Fuß auf ein Fußpolster gelegt, auf dem Schoß ein seidenweiches weißes Bologneserhündchen mit kohlschwarzen glänzenden Augen, das sogleich lebhaft bellte, wenn im Vorzimmer das geringste Geräusch sich hören ließ. Sie streichelte das Hündchen und sprach dabei halblaut: „Sei doch artig, Belline. Es ist ja erst halb 9 Uhr Morgens. Wir sind zu früh aufgestanden; denn erst um 9 Uhr wird er erscheinen. Wie mir das Herz klopft und wie langsam die Zeit dahinschleicht! Das ist doch ganz seltsam! Was ist es denn weiter, wenn eine Prinzessin einen armen Officier mit einem Geschenk begnadigt, das ja doch im Grunde nichts weiter bedeutet als eine Entschädigung für einen im Dienst erlittenen Verlust! Einen Officier? das will nicht viel sagen; aber was für ein Officier? — ach, es giebt keinen herrlichern im ganzen Heere meines Bruders — und welcher Muth, welche Kühnheit! — Bin ich ihm nicht Dank schuldig als dem Retter meines Lebens? — kann ich ihm weniger geben als eine elende Schärpe? Aber wo ist denn dieses Cadeau? — es wäre doch un-

angenehm, wenn es der Kammerhusar vergessen hätte zu kaufen!"

Nach diesen Worten rührte sie die kleine silberne Klingel, die auf dem Nebentischchen stand. Die Kammerfrau trat ein — eine noch jugendliche, ganz hübsche Person, die ein einschmeichelndes Wesen besaß und sich als Vertraute der jungen Prinzessin nicht selten ein freimüthiges Wort erlauben durfte.

„Nun, Marion," sagte Amelie, „haben etwa Seine schuhbürstliche Gnaden, der Herr Kammerhusar, meinen Auftrag vergessen?"

„Hier ist die Officierschärpe, königliche Hoheit," sprach Demoiselle Marion, indem sie eine feine Damastserviette auseinanderschlug und der Prinzessin eine prächtige Officierschärpe mit langen schwarzsilbernen Quasten vorhielt.

„Doch ganz ordonnanzmäßig?" fragte die Prinzessin.

„Und wenn des hochseligen Königs Majestät, dem kein schiefsitzender Kamaschenknopf bei einer Revue entging, dieses prächtige Embleme eines leibhaften Garde'du Corps-Helden gesehen hätte, er würde es für richtig befunden haben."

„Es ist gut, leg' nur zur Seite."

„Meine reizende Hoheit geruhet vielleicht als Officier à la suite bei der Garde du Corps sich aggreiren zu lassen — ich wüßte sonst nicht ..."

„Keine Sorge, Marion; es ist nichts damit. Eine

kleine Caprice von Humanität meinerseits. Ich wünschte einem armen Teufel von Gardelieutenant einen Ersatz zu bieten für den Raub eines solchen Kleinods gestern bei der offenen Tafel in den Gemächern der Königin."

„Ah, der Lieutenant Baron von der Trenck — ein schöner Mann — aber was ist ein Lieutenant ohne Schärpe und Porte-épée? Hoheit werden mit diesem Cadeau dem König einen Helden wiedergeben."

„Er wird bald hier sein," sprach die Prinzessin; „daß er sogleich eingeführt werde. Auch wünschte ich," fuhr sie zögernd fort, „nicht gestört zu werden."

„Ah, ich verstehe!"

„Das heißt, ich habe wichtige Staatsangelegenheiten mit ihm zu besprechen."

„In diesem Falle ist es ein Glück, daß die Oberhofmeisterin Frau von Maupertuis an der Migräne leidet, sie möchte sonst in ihrem Amtseifer ..."

„Die gerade wünsche ich am wenigsten dabei gegenwärtig zu sehen; also aufgepaßt."

Damit machte sie eine entlassende Handbewegung. Kaum aber hatte die Kammerfrau eine der weißlackirten, mit vergoldetem Schnitzwerk versehenen Flügelthüren geöffnet, so fing Belline an zu bellen und wollte vom Schoße springen, wo sie aber festgehalten wurde.

„Ah, da ist er!" sprach Amelie halblaut, und ihr Erröthen deutete darauf hin, wen sie meinte.

„Der Baron von Trenck,“ meldete die Kammerfrau wieder eintretend, und schon im nächsten Augenblick trat der junge Garde du Corps-Officier ein, in seiner glänzenden Uniform, aber ohne Cuiraß und ohne Schärpe.

Er verneigte sich schweigend, indem er in der Nähe der Thür stehen blieb und weitere Befehle erwartete. Der bisher so gewandte junge Hofmann war heute sichtlich befangen; ebenso die junge Prinzessin, die sonst mit ihrer geistvollen Lebhaftigkeit die Seele der höheren Gesellschaft bildete; doch faßte sich Prinzessin Amelie zuerst.

„Treten Sie näher, Herr von Trenck,“ sprach sie mit holder Freundlichkeit, „ich bin meinem muthvollen Lebensretter eine kleine Entschädigung schuldig für den im Dienst unseres königlichen Hauses erlittenen Verlust, hier empfangen Sie aus der Hand Ihrer Freundin eine andere Schärpe für die Ihnen geraubte. Schon seit alter Zeit ist die Feldbinde ein ritterliches Cadeau der Damen an ihren Ritter, und so mögen Sie denn auch diese Feldbinde als ein Ehrengeschenk Ihrer Dame betrachten.“

„O, meine gütige, himmlische Hoheit!“ rief der junge Trenck begeistert, indem er sich vor ihren Füßen auf ein Knie niederließ, „unmöglich kann ich diese Huld und Gnade, die mich so glücklich machen würde, annehmen, meine Nachlässigkeit .... meine Unaufmerksamkeit .... aber Ew. Hoheit war ja zugegen, wie konnte ich da auf

etwas Anderes achten, als auf einen Blick der Gnade, der mich an jenem Abend mehr als einmal zum glücklichsten Sterblichen gemacht."

Dabei ergriff er einen Theil des weiten, faltenreichen Rocks ihres Kleides von geblümtem Seidenbrocat, um ihn zu küssen, eine damals übliche Huldigung.

„Lassen wir die Thorheiten einer kalten, lächerlichen Etikette," sprach sie im scherzhaften Ton, der aber ungemein weich und innig klang, „nehmen Sie dagegen dieses wenigstens gut gemeinte, wenn auch werthlose Cadeau, und wollen Sie mir einen unverdienten Dank dafür aussprechen, so haben Sie hier eine lebenswarme Hand, die vielleicht eher einer kleinen Huldigung werth sein dürfte, weil das Blut meines Herzens darin pulsirt, als dieses kalte, gefühllose Fabrikat des Seidenwurms."

Sie hatte dabei den feinen dänischen Handschuh abgestreift, und hielt ihm die kleine, weiße und schwanenweiche Hand entgegen. Trenck hatte indessen die Schärpe empfangen, drückte sie stürmisch an seine Lippen und an sein Herz, ergriff sodann die Hand der Prinzessin und küßte sie mit einer Gluth und Innigkeit, die dem gefühlvollen jungfräulichen Wesen eine lebhafte Röthe auf die Wangen jagte.

„O, mein Gott, wie wild Sie sind," sprach sie mit einem schnellen, zuckenden Druck ihrer Hand, „auch Dankbarkeit sollte ihre Grenzen haben. Stehen Sie auf,

Trenck, und beruhigen Sie sich, Sie sind so aufgeregt, das könnte mich ängstlich machen."

Das war von ihrer Seite in abgebrochenen Redesätzen und mit einer so liebenswürdigen Verlegenheit gesprochen, und sie drückte dabei die Hand auf das Herz, als wollte sie damit das heftige Klopfen desselben beschwichtigen, so daß Trenck den Muth gewann, zu entgegnen:

„Nicht eher, himmlische Hoheit, als bis Sie mir verzeihen, wenn ich bekenne, daß mein Dankgefühl aus einer heißen Quelle sprudelt, die mir keine andere Huldigung gestattet, als glühend meine angebetete Göttin zu verehren."

„Sie werden romantisch in Ihrer Blumensprache, mein edler Ritter," entgegnete Amelie, halb neckend, halb innig, „und wenn Sie durchaus darauf bestehen, in solchen Dithyramben fortzufahren, so will ich Ihnen wenigstens einen bessern Tournierplatz für den ritterlichen Ehrenkampf anweisen, als die arme Sünderstellung, auf beiden Knieen liegend, gewährt. Stehen Sie auf, ich erlaube Ihnen, sich an meine Seite auf dem Canapee niederzulassen, wie schon gesagt, die Etikette sei heute verbannt zwischen uns Beiden."

Dabei machte sie die Bewegung, ihn aufheben zu wollen, und der junge Ritter erhob sich, ohne ihre liebe

Hand, die er nicht aufhörte, mit Küssen zu bedecken, aus der seinigen zu entlassen.

Und so führte denn auch ein leiser Zug von dieser kleinen Hand ihn an ihre Seite, wo er sich niederließ, kühn wie ein Don Juan, und ehrerbietig dabei, wie ein indischer Priester seinem Dalailama gegenüber.

Es war eine eigenthümliche Situation von beiden Seiten, im Innern Gluth einer erwachenden Leidenschaft, im Aeußern die peinlichsten Hemmungen einer rücksichtsvollen Zurückhaltung.

Trenck saß an ihrer Seite, aber nicht hingeschmiegt zu ihr, sondern wo möglich auf dem äußersten Rande des Canapee.

In einer solchen für beide Theile peinlichen Lage schwiegen sie einige Augenblicke und schlugen die Augen nieder, als wollten sie in den Papageien und Blumen, die den Teppich zu ihren Füßen zierten, ihr Geschick und ihre Zukunft lesen. Amelie, so unerfahren im Gebiet der Liebe sie auch noch war, fühlte doch, daß der erste Schritt von ihrer Seite geschehen müßte, wenn nicht ihr hoher Rang wie eine chinesische Mauer auf ewig jede Annäherung einer vertrauten Freundschaft unmöglich machen sollte. Und höher verstiegen sich noch nicht ihre Wünsche und Hoffnungen. Sie blickte noch einmal zu ihm auf, um sich zu überzeugen, daß er wirklich der edle, ritterliche junge Mann war, dem sie sich ganz anvertrauen konnte.

Sein inniger Blick gab ihr die Antwort auf ihre stille Frage; „O, gewiß mit Leib und Seele!“

„Ach, mein Freund,“ begann sie, „wie sind Sie glücklich, einem Geschlecht anzugehören, das keines andern Schutzes bedarf, als der eignen Kraft, wir aber, die wir dem schwachen Geschlecht angehören, wie hülflos stehen wir dagegen in der Welt. Haben wir einmal unsere Bestimmung, Gattin zu werden, verfehlt, so stehen wir nur noch einsam im Leben. Ach, und das weibliche Herz sehnt sich so innig nach dem Anschließen an ein treu befreundetes Herz, und das ist am Ende noch die einzige Lebensbedingung für eine mit ihrem gefühlvollen Herzen allein stehende Jungfrau, daß sie sich einem Freunde anschließt, auf dessen Treue und Ergebenheit sie bauen kann in Noth und Tod. Wollen Sie mir dieser Freund sein, mein theurer Trenck?“

Damit reichte sie ihm noch einmal ihre kleine weiße Hand, und er zog sie stürmisch an seine Lippen, indem er mit den feurigsten Worten betheuerte, daß sein heißes Herzensblut, wie der letzte Hauch seines Lebens das Ihrige sei.

Ein leiser Zug ihrer Hand hatte ihn näher an ihre Seite geführt, und wie es nun weiter geschah, daß die Liebe aus der Hülle der Freundschaft sich entpuppte, das mögen die Götter wissen. Solche heilige Mysterien jugendlich fühlender Herzen gehören nicht vor das pro-

same Auge. Liebe überwindet Alles, selbst die kalten Schranken des Ranges und der Etikette müssen fallen, wo menschlich warme Gefühle viel mächtiger pulsiren.

Nur der Gefühllose kann den ersten Stein werfen auf eine so hochgestellte Dame, die kein anderer Vorwurf treffen kann, wie der, daß sie mehr Weib als Fürstin war.

Es war ein Rausch, diese Liebe, aber ein Rausch, der nicht so schnell verflog, wie der vom feurigen Weine, und dabei doch das ganze Lebensglück dieser beiden Liebenden vergiftete.

2.

Auf eine Zeitlang gab es keine glücklichern Seelen in Berlin, als Prinzessin Amelie und den Cornet von Trenck.

Sie waren so vorsichtig wie möglich, um ihr Verhältniß dem Auge der Welt zu entziehen. Ihre geheimen Zusammenkünfte, die ihnen die glücklichsten Stunden gewährten, waren entweder in den Schleier der Nacht oder auch in den einer sorgfältigen Verkleidung gehüllt. Nur die vertrauteste Kammerfrau, Demoiselle Marion, wußte darum.

Trenck lebte damals allgemein geachtet in Berlin, geschätzt vom Könige, der sein militärisches Talent zu erkennen wußte, und ihm bei allen Gelegenheiten Gnade

erwies, bewundert und beneidet von der eleganten Welt. Das Einzige, was auffiel und man sich nicht erklären konnte, was ihm aber auch Feinde und Neider zuzog und selbst den König aufmerksam machte, war seine glanzvolle Lebensweise und der bedeutende Aufwand, den er machte, denn man wußte, daß er von seinem Vater nur das Stammgut Groß-Scharlock ererbt hatte, welches etwa tausend Thaler eintrug; Trenck aber gebrauchte in manchem Monat mehr. Seine Equipage war die reichste und glänzendste bei der Garde, die Schönheit seiner Pferde und der Glanz der Livreen seiner zahlreichen Dienerschaft übertraf alles Andere, seine kleinen Soupers, die er seinen Kameraden gab, waren die feinsten, die man denken kann; Delicatessen gab es im Ueberfluß und der Champagner floß in Strömen.

Seine hohe Freundin machte ihm mit der freigebigen Hand der Liebe die reichsten und kostbarsten Geschenke. Sie gab ihm mehr Geld, als er gebrauchte.

Befand sich die Garde du Corps-Escadron mit dem Könige in Potsdam oder Charlottenburg, so sprengte er heimlich nach Berlin, warf sich in seine Verkleidung und besuchte dann seine hohe Freundin. Kein Mensch ahnte das Geringste über den wahren Zweck dieser heimlichen Courierreise. Man glaubte, es gelte wie bei andern jungen Officieren, die sich in den kleinen Garnisonstädten Potsdam und Magdeburg langweilten, dem Vergnügen

nachzujagen, das freilich Berlin im vollen Maße gewährte. Nur König Friedrich, dessen Adlerauge nicht das Geringste entging, schöpfte Verdacht. Er ließ den jungen Trenck schärfer beobachten. Wenn dieser nach einem solchen nächtlichen Ritt ohne Urlaub nur um einige Minuten zu spät auf die Parade kam und auf die Frage, wo er gewesen sei, sich entschuldigte, daß er sich auf der Jagd verspätet habe, so that der König anfangs, als ob er das glaube, verzieh ihm den kleinen Dienstfehler und lächelte ihm gnädig zu. Doch einmal, als er sich nicht recht zeitig zum Dienste eingestellt hatte, war es dem Könige hinterbracht, daß Trenck wieder heimlich nach Berlin geritten sei. Der König fragte ihn dieses Mal mit finsterm, durchbohrendem Blick, wo er gewesen sei, und da Trenck die Theilnahme an einem Tanzvergnügen in Berlin vorwendete, schickte ihn der König auf die Wache in Arrest.

Doch beruhigte sich der König wieder. Andere Sorgen nahmen ihn völlig in Anspruch.

3.

Der zweite schlesische Krieg war im Anzuge. Friedrich der Große eröffnete ihn nicht gern. Er liebte die Ruhe der Wissenschaften und hatte auf einem Spazierritt durch die Umgegend von Potsdam eine anmuthige Anhöhe auf einem Weinberge vor Potsdam ausgesucht, wo

er sich ein Landhaus bauen wollte, das einst, wenn die Zeiten ruhiger sein würden, sein Sorgenfrei werden sollte. Er hatte eigenhändig den Plan dazu mit der Feder gezeichnet. Die unregelmäßige Anhöhe sollte in sechs parabolisch gebogene Terrassen eingetheilt, die Dossirung derselben mit Mauern und Fenstern versehen werden, um seine Obst- und Weinsorten, denen das hiesige Klima im Freien hier zu rauh war, dahinter zu ziehen. In der Mitte der Terrassen sollte eine geschweifte Freitreppe mit niedrigen Stufen hinaufführen. Oben würde dann das „Landhaus," wie es der König nannte, stehen, einstöckig mit niedrigem Podest, ohne Souterrän, auf den Sandboden hingestellt; das Dachgesimse von ausdrucksvollen Karyatiden aus Sandstein getragen. In der Mitte ein ovaler Marmorsaal, vorspringend eine Kuppel tragend, und aus jedem Gemach sollten Glasfenster bis auf den Boden und Glasthüren auf den Podest hinausführen.

Der König hatte seinen Freund von Rheinsberg her, den Baron von Knobelsdorf, den er nach Italien hatte reisen lassen, um sein Talent für die schöne Baukunst noch weiter auszubilden, auf das Schloß in Berlin kommen lassen. Die Windhunde bellten, der Gerufene trat ein. Ihm legte der König den Plan vor.

„Aber, Majestät," rief Knobelsdorf im lebhaften Kunsteifer, „das ist ja gegen alle Regel, ein Haus ohne Fundament, das wird feuchte, dumpfige Zimmer geben.

Ich schlage vor, ein gewölbtes Souterrän darunter anlegen zu lassen."

„Das sei meine Sorge, ich will es so; der Sandberg ist fest und trocken genug dazu. Dabei bleibt es."

Knobelsdorf räsonnirte inwendig, wie man zu sagen pflegt; aber er mußte sich fügen. Doch das Aesthetische der Architektur lag ihm bei seinem hohen Schönheitssinn noch mehr am Herzen.

Er begann wieder: „Aber Majestät halten zu Gnaden, soll das Schloß nicht erhöhet werden, so wird es, von unten angesehen, gänzlich verschwinden."

„Das gilt mir gleich; es soll kein Schloß werden, sondern ein Lusthaus. Ich will auch keine Treppen steigen, wenn ich ins Freie hinaustrete, genug, so will ich es haben, und so macht Er's. Punktum!"

Er klingelte und ließ einen Schreiber kommen, wie er seine Cabinetssecretäre nannte, und unterzeichnete die Cabinetsordre, wonach die Terrassirung und der Bau seines neuen Lusthauses vor dem Brandenburger Thore begonnen werden sollte. „Nach dem Kriege werde ich dort den Musen und Wissenschaften leben."

Baumann erhielt die Ausführung nach dem von Knobelsdorf bis in das genaueste Detail entworfenen Plane; der Baudirector Dieterich wurde mit den Gartenanlagen betraut in dem zum Theil mit prächtigen Eichen bestandenen untern Raum, der noch wüste Lehmgruben

und dürre Viehweide, dem Amte Bornstädt gehörig, enthielt; auch bekam er den Auftrag, die Dossirung der Terrassen anzulegen. Am vierzehnten April 1745 wurde der Grundstein zum Bau gelegt.

So entstand Sanssouci, das heute in so verschönertem Glanze, neu restaurirt und erweitert, erscheint.

An demselben Tage, an welchem der König diese auf langen Frieden deutende Ordres unterzeichnete, unterschrieb er auch den Befehl an sein bereits an der sächsischen Grenze stehendes Heer, durch Sachsen in Böhmen einzurücken.

Und für den Abend des vierzehnten August ordnete er im weißen Saale in Berlin einen großen Maskenball an.

So sollte man glauben, die Abreise des Königs sei noch nicht so nahe bevorstehend, und damit täuschte Friedrich II. mit kluger Berechnung die zahlreichen Spione seiner Feinde über seine wahre Absicht. Alles überließ sich unbesorgt den Lustbarkeiten eines vergnügungssüchtigen Hofes, ohne zu ahnen, daß diese nur die Hülle waren, unter welcher König Friedrich die tiefsten Gedanken einer klugen vorausberechnenden Politik verhüllte.

Die leichte Eroberung Schlesiens im Jahre 1740 gewährte noch keine Bürgschaft für die Dauer dieses Besitzes. Friedrich kannte den unternehmenden Geist seiner berühmten Rivalin, Maria Theresia, zu gut, um daran

zweifeln zu können, daß sie die nächste günstige Gelegenheit benutzen würde, dieses verlorene Juwel der österreichischen Krone, das heute noch nicht verschmerzt ist, wieder zu erobern. Die Gelegenheit dazu schien jetzt günstig zu sein.

Die österreichischen Waffen waren glücklich gewesen gegen die ungeschickt geführten französischen Truppen und das baiersche Heer. Es war ein Kampf gewesen um die Kaiserkrone; denn Karl Albrecht von Baiern hatte Maria Theresia als Nachfolgerin Karl's VI. nicht anerkennen wollen und war von den deutschen Kurfürsten 1742 zum römischen König erwählt und darauf durch seinen Bruder, den Erzbischof von Cöln, in Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser gekrönt worden. Mit den Franzosen alliirt waren diese und die Baiern in Böhmen eingefallen. Aber von elenden Feldherren geführt wurden die Truppen des Prätendenten aus Böhmen und selbst aus Baiern zurückgeschlagen. Karl VII. floh als ein Herr ohne Land und Heer und Geld nach Frankfurt und berief dorthin einen ebenso machtlosen Reichstag zusammen.

Diese Lage der Dinge benutzte Friedrich der Große mit kluger und entschlossener Politik, um sich gegen Oesterreichs Ansprüche sicher zu stellen.

Unter dem Vorwande, den gewählten deutschen Kaiser als Reichsfürst in seine Rechte wieder einsetzen zu wollen und der Welt den Frieden zu geben, hatte er sich

mit Frankreich und Baiern alliirt, auch vom deutschen Kaiser zum Einfall in Böhmen autorisiren lassen und sich für alle Fälle den Rücken gedeckt durch Allianzverträge mit Rußland und Petersburg.

Der wahre Grund aber seiner Kriegsrüstung lag weit tiefer und näher.

König Friedrich der Große hatte die Pläne Maria Theresia's durchschaut, die auf nichts Geringeres gingen, als durch einen schnellen Seitenmarsch das nur wenig bewachte Schlesien wieder zu erobern, und dann, während Berlin von Truppen entblößt war, in diese Haupt- und Residenzstadt einzurücken und die Wiederabtretung Schlesiens in einem ihr vortheilhaften Frieden zu erzwingen.

In der Mitte seiner Geheimen Räthe stehend, sprach der König an demselben Tage auf die ihm geäußerten Bedenken gegen den Krieg: „Beim Zögern und Stillsitzen können wir nichts gewinnen, wohl aber Alles verlieren; wir müssen unsern Feinden zuvorkommen und ihnen den Krieg erklären; immer wird ein ehrenvoller Untergang einer ehrlosen Unterjochung ohne Vertheidigung vorzuziehen sein.“ — Damit ergriff er die Feder und unterzeichnete die Ordre an sein Heer zum Einfall in Böhmen.

Mitten unter den rauschenden Vergnügungen der Carnevalszeit in Berlin, unter den Zerstreuungen der Feier des hohen Beilagers seiner Schwester und des

Thronerben von Schweden, inmitten der Concerte, Opern und Tänze im neu vollendeten Opernhause und seiner geistreich heitern Unterhaltung und Correspondenz war, wie wir gesehen haben, dem großen Könige Zeit genug geblieben, die ernste Lage der Politik seines Hauses zu überschauen und das Nöthige anzuordnen.

Darauf, und auf die Kraft seines Heeres und die erprobte Tüchtigkeit der Führer desselben gründete sich sein Vertrauen auf den Sieg.

So war es unter Vorbereitungen zum Feldzuge schon Abend geworden. Friedrich klingelte und sagte zum eintretenden Kammerdiener: „Maskenkleider, Fendersdorff, die Redoute wird beginnen.“

4.

So zeigte Friedrich äußerlich eine Sorglosigkeit, welche den Ernst gar nicht ahnen ließ, der für diese ihm heilige Sache in seinem Innern glühte. Obwohl es unter der Hand bekannt geworden war, daß es nur einer Ordre bedurfte, um durch einen Einfall in Böhmen den Krieg zu beginnen, so fürchtete doch die österreichische Partei den Ausbruch eines Krieges nicht. Man hielt von dieser Seite das Ganze für eine leere Demonstration, um die diplomatischen Unterhandlungen wegen Oesterreichs Ansprüchen auf Schlesien kräftiger beseitigen zu können.

Der König, hieß es, denkt nicht einmal an den

Krieg. Er leidet noch an Fieberanfällen, wie könnte er sich den Kriegsstrapazen aussetzen? Er ist viel zu sehr Soldat mit Leib und Seele, um einen so schweren und bedenklichen Krieg, wenn es ihm Ernst damit wäre, seinen Generalen zu überlassen. Auch macht er gar keine Anstalten zur Abreise, bläst die Flöte, spielt mit den Windhunden, macht Baupläne für ein Lusthaus auf der Höhe vor dem Brandenburger Thore in Potsdam, giebt Concerte, besucht die Oper und horcht auf die Rouladen und Triller der Faustina, oder sagt der schönen Tänzerin Barberina hinter den Coulissen einige Galanterien, und amüsirt sich mit Carnevals-Lustbarkeiten, das Alles schmeckt nicht nach Krieg, mindestens wird dieser wie gewöhnlich auf die lange Bank geschoben werden, und die Diplomaten werden den Frieden in der Tasche behalten und Preußens Ansprüche auf Schlesien, ruhig wie vor Jahrhunderten, ad acta legen.

Was diese klugen Leute in ihrer Sicherheit noch mehr einwiegte, war der schon erwähnte große Maskenball, den der König für die Nacht vom vierzehnten auf den funfzehnten August im königlichen Schlosse zu Berlin hatte ansagen lassen. Der ganze Hof und Adel der Provinz war dazu eingeladen worden, mit dem Beisatz: der König würde selbst dabei anwesend sein.

Wer mochte bei solchen rauschenden Festen des Berliner Hofes an Krieg glauben? Wer konnte wissen, daß

der getreue und kluge Kammerdiener Fendersdorff die Vorbereitungen zu der Abreise des Königs so im Geheimen betrieben hatte, daß Niemand diese so nahe bevorstehend ahnen konnte? Dazu gehörte freilich nicht viel. Die Feldequipage des Königs, wozu ein paar Köche und ein gefüllter Flaschenkeller gehörte, waren schon früher mit den Regimentern abgegangen. Ein paar tüchtige Reitpferde standen immer in den königlichen Ställen, immer gesattelt und gezäumt, bereit. Daß dieses jetzt gerade die Lieblingspferde des Königs betraf, die langen Mollwitzer Schimmel und andere, konnte nicht auffallen. Ein paar Maulesel, mit der Flöte, Musikalien und französischen Büchern, waren auch schon zum Heere abgegangen. Einige Pfund Spagnol waren nicht vergessen dabei zu packen, und die einfache Garderobe des Königs füllte noch keinen Mantelsack.

So war Alles bereit zur Abreise des Königs. Es kam nur auf den Befehl dazu an, aber der König erschien im himmelblauen Brocatkleide, mit Silber gestickt, in der langen gestickten Schoßweste, in Schuhen mit großen Brillantschnallen, und seidenen Strümpfen und einem schwarzen Domino mit schwarzen Kanten besetzt, dabei ohne Maske aber mit weißen Straußfedern auf dem dreieckigen Hute auf dem Maskenballe. So zieht man nicht zu Felde, raunten sich die Diplomaten einander zu, und deuteten auf den Kreis von Damen in Balltoilette, mit

reichen Brillanten geschmückt, und von Herren in Federhüten mit Dominos von hellen Farben, der sich überall durch ehrerbietiges Zurückweichen bildete, wohin der König seine Schritte wendete.

5.

Das war ein Glanz und ein Lichtmeer, wie es geeignet gewesen wäre, an die Feenmärchen der Scheherazade zu erinnern.

Im weißen Saal und in den anstoßenden Staatszimmern des königlichen Schlosses in Berlin wogte die bunte Menschenmenge mit leichten Flormasken vor den Gesichtern. Zwischen den farbigen Dominos schlüpften die schwarzen und grauen Chauve-souris und über dem Ganzen wogte ein Wald von weißen und schwarzen Straußfedern, meist durch in allen Regenbogenfarben strahlende Diamantagraffen an den Hüten festgehalten. An tausend Wachskerzen mit ihren weißen klaren Lichtflämmchen, auf silbernen Armleuchtern auf den Marmortischen oder an Girandolen und Wandleuchtern von massivem Silber, noch aus den Zeiten des gestrengen Vaters Friedrichs des Großen herstammend, oder die riesigen Lichterbouquets an den Kronleuchtern von facettirtem Bergkrystall reflectirten aus allen den deckenhohen Wandspiegeln oder von den vergoldeten Stukkaturen der Marmorwände und mit allegorischen Gemälden geschmückten Decken.

Das Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Pauken hatten die Ankunft des Königs angekündigt gehabt. In seinem Gefolge ließen sich einige hohe Staatsbeamte und Gelehrte trotz der verhüllenden Masken und Dominos erkennen, aber nur wenig Officiere, einige Adjutanten ausgenommen. Ueberhaupt waren die Uniformen der glänzenden Garderegimenter mit den goldenen Brandenbourgs — so hießen die gestickten Schleifen mit Troddeln, womit die Knopflöcher der blauen Uniformen geschmückt waren — verschwunden, denn Alles, was ein Porte-épée trug, war fort zur Armee und stand schon an der sächsischen Grenze, den Befehl zum Einrücken erwartend.

So mußten denn die wenigen, in den nächsten Umgebungen des Königs anwesenden Officiere die Augen der Damen um so mehr auf sich ziehen, und vor Allem fielen die Blicke aus den dunklen schönen Augen, aus den schwarzen Flormasken auf einen bildschönen jungen Mann in der prachtvollen Uniform der Escadron Garde du Corps. Die Sürtoutweste von rothem Sammet, mit goldenen Fransen und Crepinen besetzt, welche an der Stelle des Cuiraß bei Hoffesten über die weiße Uniform getragen wurde, war durch keinen Domino, das Gesicht durch keine Maske verhüllt, ein Beweis, daß er hier in dienstlicher Beziehung im Gefolge des Königs anwesend war. Und so war es auch der Fall. Während die anderen Officiere dieser prächtigen Escadron bei den ausgerückten Truppen sich

befanden, war der Cornet Freiherr Friedrich von der Trenck auf speciellen Befehl des Königs als Ordonnanzofficier bei ihm commandirt worden, ein Beweis von Gunst, der von der Ueberzeugung der Brauchbarkeit dieses jungen Officiers und von dem Vertrauen des Königs auf seine Bravour und Geistesgegenwart ausgegangen war. In der unmittelbaren Nähe des Königs hatte Trenck Gelegenheit, fast jedes Wort zu vernehmen, was Friedrich, meistens im heitern und sarkastischen Ton, hierhin und dorthin gewendet, sprach; aber eben diese seine dienstliche Stellung gestattete ihm nicht, sich nur einen Augenblick zu entfernen, um der hohen Dame, die sein Herz und sein Auge unter den Anwesenden suchte, wenigstens durch einen Blick zu sagen, was er empfand.

Doch bald sollte ihn eben dieser Umstand, der ihn hinderte sich frei zu bewegen, in ihre Nähe führen. Der König mit seinem kleinen Gefolge trat in eines der mit Silberreichthum fast überladenen Nebenzimmer. Dort saßen die verwitwete Königin-Mutter neben der regierenden Königin, Gemahlin Friedrichs des Großen, und neben dieser saßen die anwesenden Prinzessinnen und die als hoher Besuch am Hofe anwesenden fremden fürstlichen Damen.

König Friedrich verneigte sich zunächst sehr tief und achtungsvoll gegen seine hohe Gemahlin, die Königin, aber er sprach kein Wort mit ihr. Nachdem die hohe Frau den königlichen Gruß durch eine ebenso ehrerbietige

Verneigung schweigend erwidert hatte, wendete sich der König gegen eine schöne junge Dame, die von Diamanten strahlte, während ihre großen blauen Augen niedergeschlagen wurden, um dem Scharfblick des großen Königs nicht das tiefste Geheimniß einer schwärmerischen Seele zu verrathen.

Da die fürstlichen hohen Damen nicht maskirt waren, so erkannte Trenck mit dem freudigsten Herzklopfen seine hohe Freundin, die Prinzessin Amelie.

Der König umarmte sie zärtlich, küßte sie auf die Stirn und führte diese seine jüngste Lieblingsschwester seit der Verheirathung der Prinzessin Wilhelmine Friederike an den Markgrafen von Brandenburg zur Eröffnung des Balles durch eine Menuet.

Da wurde gezischelt in den vertrautern Kreisen des Hofes, natürlich in französischer Sprache, die jene pikante Causerie der Medisance viel leichter und gefälliger giebt, als das schwerfällige Deutsch.

„Wie er sie cajolirt, der König," sprach eine Maske, deren sichtbarer Theil ihrer Visage den längst vollzogenen Eintritt in die zweite Hälfte ihres Jahrhunderts nicht verleugnen konnte und deren Haltung und Ordenskreuz die spröde Prüderie eines alten Stiftsfräuleins verrieth; „man sollte meinen, diese Kleine" — so wurde die hoch und schlank aufgeschossene Prinzessin Amelie, als die jüngste der königlichen Familie, immer noch genannt — „sei seine Geliebte oder habe ihn total behext."

„Das Letztere möchte eher der Fall sein,“ entgegnete eine ältliche Dame von ungemeinem Embonpoint, welche ihre Fülle als Gemahlin eines adligen Ober-Hofküchenmeisters ohne Zweifel den Freuden einer guten Tafel zu danken hatte; „wenigstens,“ fuhr sie fort, „nennt sie Prinz Heinrich königliche Hoheit, wenn auch Prinzessin Amelie die Ehre hat, seine Schwester zu sein, nicht anders, als la Fée malfaisante.“

„Und vielleicht nicht ohne Grund, mes Dames,“ versicherte ein wispernder Kammerherr so leise, daß man ihn kaum verstehen konnte; „wenigstens haben Ihre Hoheit eine scharfe Zunge und lieben die pikanten Sarkasmen wie hochdero erhabener Bruder, Se. Majestät der König.“

Bei diesen Worten lüftete er aus Respect leicht den Federhut, so daß ihm die weiße Bartmaske entfiel und ein breites Gesicht unverhüllt erschien, das mehr als bornirt, mit einem leichten Anflug von Malice die Umstehenden anstarrte.

„Ich wage nicht zu entscheiden, meine Damen und Herren,“ bemerkte ein Hofherr in galonnirtem Kleide, dessen rosenfarbener Domino seltsam genug mit seinem faltigen, lederfarbenen Gesicht contrastirte, „ob der Beiname, den man Ihrer Hoheit giebt, „„des Königs Spion““, ein wohlverdienter ist; wenigstens ist es gewiß und bleibt völlig unerklärlich, daß der König Alles erfährt, Alles weiß, was in den intimsten Cirkeln am Hofe vorfällt.“

„Still — nicht Alles," versetzte die hagere Stiftsdame aus dem vorigen Jahrhundert; „wenn man dem Geschwätz der Kammer- und Garderobemädchen glauben darf, so geschehen zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen sich unsre Philosophie nichts träumen läßt. Doch ich will nichts gesagt haben. In gewissen Dingen kann man sich leicht die Finger verbrennen."

Betroffen und neugierig forschend sahen die Andern die Stiftsdame an. Diese aber spielte die Unschuldige und sagte mit dem schnippischen Air eines jungen Mädchens von 16 Jahren: „Apropos, reden wir von etwas Anderm. Kennt eine von den Damen einen gewissen Cornet vom Garde du Corps, einen Freiherrn von der Trenck?"

„Wer sollte den nicht kennen?"

„Das läßt sich denken — ein Cavalier, der die Gnade hatte, von hoher Hand eine Officierschärpe geschenkt zu erhalten."

„Ist freilich dafür zu jedem freundlichen Gegendienst verpflichtet; das finde ich ganz in der Ordnung."

„Und nun," flüsterte Eine der Andern zu, „Prinzessin Amelie soll eine geheime Liaison haben ... eben diesen Herrn von Trenck ... doch still, sagen Sie es um des Himmelswillen nicht weiter. Ich glaube selbst nicht daran und erwähnte nur des Gerüchts ... was doch die böse Welt sich zusammenlügt. Doch wenn es der König erführe ..."

Der König erfuhr zwar noch nichts Gewisses darüber, aber ein Umstand sollte dazu beitragen, den Verdacht, den er schon geschöpft hatte, noch zu erhöhen.

Nach dem Tanz hatte er die Prinzessin in eine Fenstervertiefung geführt. Er sprach lange und heimlich mit ihr. Prinzessin Amelie war außer sich; sie warf sich wiederholt in seine Arme. Der König suchte sie zu beruhigen, aber ihre Thränen flossen unaufhörlich. Bei der Lebhaftigkeit ihres Gemüths kam ihr das feine Battisttuch nur selten von den Augen. Endlich küßte sie der König auf die Stirn und legte mit einem strengen gebietenden Blick die Finger auf seinen Mund, worauf er sie allein ließ und ihre Oberhofmeisterin, Madame de Maupertuis, trat zu ihr.

Der Hof hatte in ehrerbietiger Ferne diese Scene mit angesehen und zerbrach sich nun den Kopf damit, was wohl zwischen Beiden für eine rührende Conversation stattgefunden haben möge. Niemand errieth die Wahrheit.

„Ich muß ihn sprechen um jeden Preis,“ dachte die Prinzessin bei sich selbst. „Gott, wenn er abreiste ... hu, in den blutigen Krieg ... und ich hätte mit keinem Wort, keinem Blick ihm ein zärtliches Lebewohl gesagt und ihm noch einmal Liebe und Treue geschworen für diese und jene Welt, und er fände den Tod ...“

Sie wagte den entsetzlichen Gedanken nicht auszudenken und doch mußte sie sich im Augenblick fassen.

Das Repräsentationsleben an den Höfen ist ein anderes, als das Seelenleben der weniger beobachteten Menschen. Jenes ist Maske, dieses Wahrheit.

Frau von Maupertuis hatte nicht Geist genug, um die Gedanken der Prinzessin zu durchschauen, und Amelie hielt es noch nicht für angemessen, sie ins Vertrauen zu ziehen.

Auf ihre Frage, was ihr fehle, sagte sie mit erzwungener Heiterkeit, indem sie ihre Thränen trocknete: „Ein Katarrh, Liebe, sonst nichts; das kommt wohl vor im Leben."

„Aber Hoheit hatten Gemüthsbewegung."

„Ich werde Ihnen gleich das Gegentheil beweisen, gute Maupertuis, ich werde tanzen; schicken Sie mir sogleich meinen Kammerherrn, um meine Befehle entgegenzunehmen."

Dieser erschien, ein feiner, polirter Hofmann, geleckt in Sprache, Anzug und Manieren, der gern mit etwas Affectation den französischen Marquis spielte.

„Ich bin so heiter heute Abend, Chevalier," sagte sie zu ihm mit einem seltsamen verzerrten Lächeln, „daß ich wohl eine Allemande tanzen möchte, aber mit dem besten Tänzer im ganzen Saale. Ah, da im Gefolge des Königs bemerke ich eben einen Garde du Corps-Officier, Freiherrn von Trenck — sollte der vielleicht..."

„Befehlen königliche Hoheit?"

„Ja, ihn zur nächsten Allemande."

Der Kammerherr verneigte sich und steuerte gerade wie eine chinesische Djonke, die einen Mandarinen vom blauen Mützenknopf als Gesandter Seiner kaiserlichen Majestät des himmlischen Reichs der Mitte am Bord hat, auf die Umgebungen des Königs zu, wo sein Blick als Ziel seines Manövers den schönen jungen Garde du Corps-Officier ins Auge gefaßt hatte.

Dem König war kein Moment dieses Ereignisses entgangen. Er hatte sich so gestellt, daß seine großen blauen Augen seine Schwester Prinzessin Amelie fortwährend beobachten konnten. Das geschah, während er mit dem Akademiker Jordan einige scherzhafte Worte sprach, die sich auf Voltaire bezogen. Sogleich errieth sein scharfblickender Geist, in welcher Absicht der Kammerherr seiner Schwester sich dem Kreise seiner Umgebung näherte. Er fing ihn gewissermaßen auf, indem er ihm zurief: „Ah, Monsieur de ***, wen suchen Sie? Sie kommen sicher als Corsar von der Königin Dido abgesendet, um mir einen meiner Officiere zu kapern."

„Zu Befehl, Sire. Auf Befehl Ihrer königlichen Hoheit Prinzessin Amelie soll ich den Herrn von Trenck zur nächsten Allemande befehlen."

„Voilà, Messieurs," wendete sich der König zu den Andern; „gestehen wir, daß meine Schwester Geschmack hat. Um so mehr bedauere ich, heute meinen Ordonnanz-

Das Repräsentationsleben an den Höfen ist e
deres, als das Seelenleben der weniger beobachtete
schen. Jenes ist Maske, dieses Wahrheit.

Frau von Maupertuis hatte nicht Geist ge
die Gedanken der Prinzessin zu durchschauen, u
hielt es noch nicht für angemessen, sie ins V
ziehen.

Auf ihre Frage, was ihr fehle, sagte sie
gener Heiterkeit, indem sie ihre Thränen tr
Katarrh, Liebe, sonst nichts; das kommt
Leben."

„Aber Hoheit hatten Gemüthsbewe

„Ich werde Ihnen gleich das Ge
gute Maupertuis, ich werde tanzen; sc
gleich meinen Kammerherrn, um meine
zunehmen."

Dieser erschien, ein feiner, poli
in Sprache, Anzug und Manieren
Affectation den französischen Marq

„Ich bin so heiter heute Abe
sie zu ihm mit einem seltsamen
ich wohl eine Allemande tanzen
besten Tänzer im ganzen Saa
des Königs bemerke ich eben
Officier, Freiherrn von Trenck

„Befehlen königliche H

er wie ein Elephant
alles Andere

, als ihr
aber der
renck sei in
er König habe
lassen, da wagte
das harte Geschick,
aben, sondern auch
zu müssen.
Heiterkeit erregte, so war
ich nicht zum Lachen zu
ort und zog daraus den
önig wegen seines Verhält-
Das forderte von seiner Seite
war der Wunsch brennend ge-
die hohe Geliebte nur auf einen
n zu sprechen, da schon der nächste
arschordre und damit Trennung auf
ingen konnte.
nzessin nicht wußte, welche Befehle der
mmerherrn gegeben hatte und sie bemerkte,
was sie ebenfalls nicht wußte, auf Veran-
Königs später mit einer andern Dame des
n;t hatte, so mußte sie glauben, die dienstliche

Behinderung desselben habe aufgehört und sie schickte ihm aufs Neue ihren Kammerherrn, um ihn zum Tanz zu befehlen.

Und Trenck mußte hören, wie der König abermals dienstliche Behinderung desselben vorschützte und ihr irgend einen andern Tänzer anwies. Dasselbe geschah zum dritten Male. Trenck wurde dabei heiß und kalt, denn jetzt konnte es ihm kein Geheimniß mehr sein, daß Alles verrathen sein müsse.

Eine schreckliche Entdeckung, wenn er an die Folgen dachte. Um so dringender wünschte er seine hohe Geliebte zu sprechen, um ihr größere Vorsicht zu empfehlen.

Ein günstiger Umstand kam ihm dabei zu Hülfe. Der König schien ihn vom Balle entfernen zu wollen. „Es ist jetzt eilf Uhr," sprach er, nach seiner großen goldenen Taschenuhr sehend. „Die Nacht ist mondhell, in einer Stunde sitzen wir zu Pferde. Ihn beauftrage ich, die Pferde unter dem nördlichen Schloßportal bereit zu halten. Aber bei Festungsstrafe — Verschwiegenheit.

6.

So war Trenck auf der einen Seite frei, auf der andern gebunden. Er hatte nur Minuten, um den Versuch zu wagen, den hohen Gegenstand seiner Liebe auf einen Augenblick zu sprechen, um von ihm Abschied zu nehmen; denn mit muthig hochklopfendem Herzen hatte er die Mit-

theilung empfangen, daß es nun endlich zum Kampf und, wie kein Preußenherz zweifelte, zum Sieg kommen werde. Doch hatte das Unternehmen seine Schwierigkeiten. Er wußte, daß der König ihn beobachten lassen würde, und die Prinzessin allein zu sehen, schien ganz unmöglich zu sein; denn diese befand sich an der Seite der Königin-Mutter, umgeben von den Damen des Hofes, von fern beobachtet vom Adlerblick des Königs, in einem der Staatszimmer, in welches nur die allerhöchsten und höchsten Herrschaften mit den höheren Hofchargen Zutritt hatten. Ohne besondern Befehl des Königs in dieses Zimmer zu treten, würde ihm nicht erlaubt gewesen sein. Zudem würde ein öffentliches Abschiednehmen, wenn er auch dazu die Erlaubniß hätte auswirken können, was noch sehr in Frage stand, weder seinem Herzen, noch dem ihrigen genügend gewesen sein.

In dieser, für eine liebende Seele wirklich peinlichen Situation verließ Trenck den Saal, ohne seine Angebetete nur gesehen zu haben.

Er gedachte in die Garderobe der Damen zu eilen, um wenigstens der treuen Marion Abschiedsgrüße an ihre hohe Gebieterin aufzutragen; aber als er eben in den Corridor einbiegen wollte, der dorthin führte, hörte er das Hüsteln und Räuspern in einem eigenthümlich schnarrenden Tone, wie es dem vertrauten Kammerdiener des Königs, Findersdorff, eigen war. Jetzt wußte Trenck,

daß dieser beauftragt war, ihm zu folgen und ihn zu beobachten.

Um so mehr eilte er und flog fast, theils um seinen Diensteifer zu zeigen, theils um dem hinterdrein keuchenden Alten das Verfolgen zu erschweren, die breite Schloßtreppe hinab, über mehrere innere Höfe nach dem königlichen Reitmarstall.

Als Findersdorff gesehen, daß Trenck wirklich das Schloß verlassen hatte, war er wieder umgekehrt, um dem Könige zu rapportiren.

Jetzt war Trenck frei. Die Rückkehr war ihm nicht versagt, ja gewissermaßen seine Pflicht, um den Rapport vom Vollziehen der Befehle des Königs zu überbringen. Das hatte man nicht bedacht und diesen Umstand benutzte Trenck, um mit kühner Geistesgegenwart den ihm so nahe am Herzen liegenden Zweck dennoch zu erreichen.

Und so gab er denn in fliegender Eile des Königs Befehle an den diensthabenden Stallmeister. Die Pferde, die mitgenommen werden sollten, waren längst bestimmt; es befand sich darunter der so berühmte lange Schimmel, der seit der Schlacht bei Mollwitz den Ehrennamen „der Mollwitzer Schimmel“ trug.

Nach dieser Besprechung eilte Trenck in sein Quartier, gab seinem Bedienten die nöthigen Befehle, zog die Staatsuniform aus und dazu eine gewöhnliche Dienstuniform an, mit hohen Reitstiefeln und Sporen. Dann stieg er im

Schloß eine Seitentreppe hinauf, ging rasch durch einige ihm genau bekannte Corridors nach der Damengarderobe der Prinzessinnen. Den Garde du Corps-Officier, der noch dazu mit dem silbernen Ringkragen, als Zeichen daß er sich im Dienste befand, decorirt war, hielt keine Schildwache auf, sondern machte ihm pflichtschuldigst die militärischen Honneurs. So erreichte er sein Ziel. Mehrere Kammerfrauen befanden sich dort, junge und alte, die aus langer Weile und Plaudersucht während der langen Ballnacht sich ganz gemüthlich am Kaffeetisch unterhielten.

Der rasche Eintritt des jungen schönen Officiers, auf den eben ein schwacher Lichtschein von den Wachslichtstumpfen, die hier spärlich genug gebrannt wurden, fiel, schreckte die kleine Heerde auf. Die Jüngsten, die sich natürlich auch für die Schönsten hielten, dachten an nichts, als an ein verliebtes Abenteuer, und sie wendeten in der That alle die kleinen Künste der Koketterie an, als Lachen, die Köpfe Drehen, Flüstern und so weiter, um die Blicke des jungen gnädigen Herrn wo möglich auf sich selbst zu lenken.

Das half aber nichts. Trenck erblickte sogleich unter den Kaffeeschwestern die muntere Marion, die natürlich nicht that, als ob sie ihn jemals schon im Leben gesehen habe. Für Trenck war die Anwesenheit so vieler schwatzhafter Zofen, welche die Neuigkeit des Erscheinens eines jungen Officiers in diesem Heiligthum der Damen am

folgenden Morgen geheimnißvoll in zehn Boudoirs verbreitet haben würden, höchst unangenehm; allein anstatt den Kopf zu verlieren und sich zurückzuziehen, sprach er mit imponirender Keckheit: „Auf Befehl des Königs, ein Auftrag von Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Amelie, an höchst Ihre Kammerfrau Demoiselle Marion, ist eine hier dieses Namens?"

„Zu Befehl," sprach Marion und präsentirte sich mit einem schnippischen Knix.

„Allein sprechen!" herrschte Trenck im ernsten und gebieterischen Ton, und nun zogen sich die Andern nicht ohne Verwunderung in ein kleines Nebenzimmer zurück.

„Aber um des Himmels willen, gnädigster Herr," sprach Marion, nachdem sie die Thür des Nebenzimmers zugemacht hatte, mit gedämpfter Stimme, denn sie konnte sicher darauf rechnen, daß zehn neugierige Weiberohren an die Thür gedrückt waren, um zu horchen, „was wagen Sie? wenn diese Plaudertaschen ....."

„Still, Leben und Tod hängen davon ab, schweigen wie das Grab, sonst wäre ich verloren."

„Na, ich ein Frauenzimmer und nicht verschwiegen sein. Das wäre in der That merkwürdig."

„So muß ich Dir Alles sagen. Unmittelbar vom Balle, in einer Stunde schon wird der König abreisen, ich mit ihm, dann kein Wiedersehen vor Beendigung des Feldzuges, schrecklich, entsetzlich, und nun keine Möglich-

keit, Abschied zu nehmen, ich bin in einer Stimmung der Desperation, daß ich mir möchte selbst eine Kugel durch den Kopf jagen ...."

Auch Trenck hatte diese Worte so leise gesprochen, als es die Leidenschaftlichkeit seiner Stimmung nur immer zulassen wollte.

„Das wäre Schade um das junge Blut," entgegnete Marion, „und eine gewisse hohe Dame weinte sich die Augen roth. Aber warum Unmöglichkeit? Wenn Sie mir ein gnädiger Herr sein wollen, schaffe ich dem fahrenden Aeneas seine Dido in zehn Minuten hierher."

„Prächtig!" rief er und küßte in seinem Entzücken das immer noch ganz hübsche Kammermädchen, „ich lasse Dich in Gold fassen, Marion!"

„Sehr gut," entgegnete sie, seine ungestüme Zärtlichkeit mit einer schnellen Wendung abwehrend, „in diesem Falle aber würde ich die goldene Fassung an den nächsten Juden vertrödeln müssen, warum? weil ich ein stoffenes Kleid aus Lyon nothwendig haben würde, noch schöner, als es die alte Rhamm, die boshafte Kammerfrau der verwitweten Königin, von derselben zum Geschenk erhalten hat. Das Geschöpf soll sich ärgern, bis es schwarz wird."

„Hier," rief Trenck, „meine Reisechatoulle," dabei warf er ihr eine grünseidene Börse zu, durch deren Filetmaschen lauter Goldstücke blitzten, „der Himmel wird mir

schon wieder frische Munition zuführen. Nun aber allons, geschwind."

„Noch einen Augenblick! Sie warten hier, gnädiger Herr, ich aber sorge für Ihre Sicherheit." Und damit trat sie in das Nebenzimmer und sprach lachend zu den neugierigen Zofen: „Was die hohen Herrschaften für Geheimnisse haben! Da will mein Prinzeßchen als Charaktermaske erscheinen, und Niemand soll sie erkennen, in welcher Maske, darf ich nun freilich nicht verrathen; indeß am Ende sage ich es doch, denn ein Geheimniß drückt das Herz ab. Jetzt aber, meine Damen, muß ich um Erlaubniß bitten, Sie einschließen zu dürfen, Ihre königliche Hoheit wird sogleich hier sein und würde außer sich gerathen, wenn sie hier irgend eine fremde Personnage fände." . . .

„Aber der Officier" . . . .

„Ordonnanz-Officier des Königs, hatte keinen Augenblick Zeit, ist längst wieder fort. Adieu, mes dames, ich bin ungeheuer pressirt."

Damit zog sie sich zurück und drehte den Schlüssel im Schloß.

„So," sagte sie, „gnädiger Herr, die Gimpel sitzen richtig in Ihren Käfigen. Ruhen Sie indeß auf dem Canapee nach Belieben, ich gehe, Ihre Göttin zu holen, muß aber so frei sein, Sie indeß einzuschließen."

„Nach Belieben, Du bist auf Ehre und Cavalierparole ein Juwel erster Größe unter den Kammerkätzchen."

„Mein gnädiger Herr," sagte sie lachend und legte die Börse auf einen kleinen Marmortisch, „um dieses Compliment zu verdienen, muß ich Ihnen schon Ihr Geld zurückgeben, die Geschichte mit dem Stoffkleid war ein Scherz, denn meiner Gebieterin bin ich treu wie Gold, aber mit Gold erkauft man sich die Gunst solcher Treue nicht. Was ich thue, geschieht um meiner hohen Gebieterin zu dienen, nicht in Ihrem Dienst, mein Herr, von dem noch sehr in Frage steht, ob er eines solchen Juwels, wie die Liebe dieser hohen Dame, auch würdig ist."

Mit diesen Worten verließ sie das kleine Gemach, und schloß hinter sich zu, indem sie den Schlüssel mit sich nahm.

7.

Trenck war seinen Gedanken überlassen, die eben nicht die erfreulichsten waren.

„Erfährt es der König," sagte er zu sich selbst, „so bin ich verloren für diese und jene Welt. Lebenslängliche Festung würde mein Loos sein, oder ich müßte mich todt schießen, in beiden Fällen die Hölle; aber kann ich undankbar sein gegen so viel Gnade und Liebe? giebt es ein himmlischeres Wesen, als diese Amelie? würde es nicht eine Sünde gegen den heiligen Geist sein, die Gott

selbst nicht vergeben könnte, wollte ich diesen Engel des Himmels betrüben? Nein, komme was da wolle, ich liebe, und welche Liebe wäre das, die nicht freudig für den geliebten Gegenstand tausendmal das Leben wagte?"

Nun erblickte er seine Börse wieder. „Ah, sagte er zu sich selbst, „auch nicht übel mit solcher Treue. Es war unüberlegt gewesen, daß ich mich blosgeben wollte. Will der Officier ins Feld rücken, so braucht er Geld, viel Geld, ungeheuer viel Geld, also gut, meine hundert Louisd'ors wandern wieder in meine Tasche."

„Aber, wo sie nur bleiben mögen!" fragte er nach einer Pause, „mir wird doch bange, wenn die Stunde verfließt, ich eingeschlossen, kann nicht zum Dienst kommen. Der König würde abreisen und eine Verhaftordre gegen mich am Thore zurücklassen, oder gar als Deserteur mich infam cassiren. Meine Ehre verloren, Alles verloren, selbst eine Kugel vor den Kopf würde sie mir nicht wiedergeben."

Diese unerfreulichen Gedanken nahmen mit jeder Minute peinlichen Wartens an Lebhaftigkeit zu. Die Zeit schleicht ohnehin um so langsamer, je lebhafter wir ihre Beschleunigung wünschen oder fürchten.

Am Ende wurde seine Situation so unerträglich, daß er drauf und dran war, als wahrer Tollkopf, entweder die Thür nach dem Gemach, worin die Kammerzofen eingesperrt waren, zu sprengen, oder mit einem Pi-

stolenschuß das Schloß der andern Thür, die nach dem Corridor hinausging, zu öffnen.

Da, horch, leise schnelle Fußtritte. Der Schlüssel drehte sich im Schloß. Sein Herz klopfte wie ein Hammer.

8.

Für Marion war es keine leichte Aufgabe gewesen, ihrer Prinzessin, die sich umgeben von dem hohen Familienkreise und dem Hofstaat im Staatszimmer befand, den nöthigen Wink zukommen zu lassen.

Ungehindert begab sie sich in das Vorzimmer, wo die königlichen Kammerlakaien, die den Dienst im Innern versahen, ihre Station hatten.

Einen derselben kannte sie. „Krämer," sprach sie zu ihm, „Er würde Ihrer königl. Hoheit, Prinzessin Amelie, einen großen Dienst erweisen, wenn Er der Frau Oberhofmeisterin, Madame de Maupertuis, einen Wink geben wollte, daß Marion sie augenblicklich sprechen müsse."

„Es ist doch nichts passirt? etwa Abreise des Königs?"

„Gott behüte uns in Gnaden davor, aber ihre kleine Mignon, ach Gott das arme Lieblingshündchen Ihrer königlichen Hoheit....."

„Freilich, wenn solchen wichtigen Personnagen etwas zugestoßen ist, muß man eilen...."

Und damit war der Lakai verschwunden.

„Was giebt es denn schon wieder, Demoiselle Marion?“ fragte Frau von Maupertuis eintretend, indem sie die Flormaske abnahm und ein Gesicht zeigte, das ganz blaß vor Schrecken war. „Der Lakai ließ ein Wort von Mignon fallen, mein Gott! es wäre schrecklich! es hat sie doch nicht des Königs Biche gebissen? Dann dürfte sie sich nicht einmal beschweren; man müßte gleich den Leibarzt Sr. Majestät holen, der ist ein wahrer Hundedoctor, das hat er an den königlichen Windspielen gelernt.“

„Beruhigen sich, Excellenz, die Sache ist nicht so wichtig. Ihre königl. Hoheit hatte an Ihren Bruder Prinz Heinrich im Feldlager geschrieben, und suchen Gelegenheit, diesen Brief schnell und sicher zu expediren. Ich aber habe das Glück gehabt, den Courier des Königs, der in einer halben Stunde abgeht, aufzufangen. Er wartet auf Abfertigung von Seiten Ihrer Hoheit.“

„Nun gut, so geben Sie ihm den Brief, Sie dumme Person.“

„Aber, liebste Excellenz, so bedenken Sie doch, er liegt in dem kleinen Secretär von chinesischem Porzellan, wozu Hoheit selbst immer den Schlüssel bei sich trägt.“

„Gut, so hole ich den Schlüssel.“

„Nicht um das Leben giebt Ihre Hoheit ihn in andere Hände. Zudem sehe ich wohl ein, daß ich Ex-

cellenz noch ein Geheimniß vertrauen muß. Hoheit hat sich noch eine Ueberraschung für ihren königlichen Bruder vorbehalten. In der Verkleidung der Minerva wird sie ihm einen Schild mit dem Medusenhaupt übergeben und dabei mit ein paar französischen Versen wünschen, daß er seine Feinde damit versteinere."

„Ach, charmant! Der König liebt solche geistvolle Impromptu's."

„Lassen Excellenz darüber nur Andeutungen fallen; doch nur alsdann, wenn Ihre königl. Hoheit vermißt werden sollte."

„Ha, ich verstehe!"

Damit eilte sie fort, und Prinzessin Amelie hatte augenblicklich erkannt, worauf es jetzt ankam; besonders da der König ihr selbst vertraut hatte, daß er in dieser Nacht noch abreisen würde.

Sie war es, die jetzt eintrat in die Garderobe. Marion zog sich zurück, um Wache zu stehen, wie sie sagte. Sie hatte die Prinzessin gebeten, ganz leise zu reden, wegen der eingesperrten Kammerfrauen. Aber Amelie wußte, wen sie dort sehen sollte, und in welcher Absicht, das letzte Wiedersehen vor der Abreise zum Kriege, wo Tausende von Kugeln pfiffen, Tausende geschliffener Säbel schwirrten und Tausende von Bajonnetspitzen sich in die warme lebende Menschenbrust senken sollten.

„Hu, entsetzlicher Gedanke!"

9.

Wir lassen erst einige Minuten vergehen, ehe wir unsern Leser zu diesem gefährlichen Rendezvous führen. Indiscret würde es sein, die Thränen, Umarmungen, Klagetöne der Schmerzen, welche solche Situation in liebenden Herzen erzeugen muß, durch Worte profaniren zu wollen. Aber die Zeit drängte, es mußten rasch Verabredungen getroffen werden.

Zuvörderst gab Amelie der Bitterkeit, welche die Trennung um eines schrecklichen Krieges willen in ihrer liebenden Seele erzeugen mußte, Worte:

„O, der Krieg, der abscheuliche Krieg," rief sie mit gedämpfter Stimme, „mit welchem Rechte werden Tausende von unschuldigen Menschen zur mörderischen Schlachtbank geführt? Den Mörder eines einzelnen Menschen richtet man hin, und den von Tausenden bekränzt man mit Lorbeeren. O Welt, wie liegst du im Argen!"

„Himmlische Hoheit," entgegnete Trenck, „macht der Schmerz Sie nicht ungerecht? Ist es Mord, wenn im ehrlichen Kampfe Gegenwehr möglich ist? Ist es Mord, wenn in Streitigkeiten der Staaten unter einander es keinen andern Richter giebt, als Gewalt der Waffen? Doch die Zeit drängt und ist zu edel, um zu politisiren. Ich habe nur noch Minuten zum Scheiden von meiner

geliebten Hoheit. Leben Sie wohl, meine himmlische Amelie."

„Für ewig! entsetzlich. Sie rennen in den Tod, mein Freund. Wir sehen uns nicht wieder. Tausend Kugeln, tausend Schwerter, tausend Bajonnette werden gegen Ihre Brust gerichtet sein. Eins dieser gräßlichen Todeswerkzeuge wird doch bestimmt sein Ziel erreichen. Gehen Sie, Sie sind todt, ein Leichnam, ja schon eine in Verwesung übergehende Leiche, um die sich Niemand bekümmert, die Niemand in christlicher Erde bestattet, auf freiem Felde liegend hacken Raben ihr die Augen aus, hu, gräßlich, ich überlebe es nicht!" So rief sie, indem ihre lebhafte Phantasie sich selbst überreizte, und ein krampfhaftes Zucken durchrieselte ihre Nerven.

„Aber noch bin ich lebensfrisch und warm, mein Herz klopft, meine Lippen glühen."

Er gab ihr davon die Ueberzeugung, indem er sie küßte; aber ihre Lippen waren kalt; alles Blut war ihr zum Herzen zurückgetreten, mit erschlafften Gliedern, kaum noch im Stande, sich aufrecht zu erhalten, hing sie in seinen Armen.

„Desto schlimmer," sagte sie mit schwacher Stimme, „desto gräßlicher der Uebergang vom Leben zum Tode. Trenck, ich beschwöre Sie, wollen Sie mir Ihre Liebe beweisen, wollen Sie mein Leben erhalten, das sonst ge-

opfert sein wird, so schwören Sie, bei Gott dem Allmächtigen, meinen Wunsch zu erfüllen ....“

„Aber, Hoheit! ....“

„Nein, still, ein Eid bindet keinen Cavalier, wohl aber das Ehrenwort. So geben Sie mir denn das Ehrenwort eines Officiers von Ehre, die Parole d'honneur eines Cavaliers, Alles erfüllen zu wollen, was ich verlange.“

„Mein Leben, Hoheit, mit Freuden.“

„Gut, also Ihr Leben, ich nehme es an. Von jetzt an ist Ihr Leben das meinige, und mit dem Rechte der Eigenthümerin verweigere ich jede Opferung desselben. Also, Ihr Ehrenwort ....“

„Ja, ich gebe mein Ehrenwort darauf, jeden Wunsch Ew. Hoheit zu erfüllen, sobald es in meinen Kräften liegt und sich mit der Ehre verträgt.“

„Wenn es ritterlich ist, eines Cavaliers würdig, seiner Geliebten das Leben zu retten, so ist es auch ehrenvoll für Sie, was ich von Ihnen fordere.“

„Befehlen Sie, himmlische Hoheit ....“

„Gut, also befehle ich, daß Sie sich sogleich krank melden lassen und den König nicht in diesen mörderischen Krieg begleiten.“

„Das Kanonenfieber lügen? niemals! Die einzige Gelegenheit versäumen, mit flammendem Muth Ruhm, Ehre und Avancement zu erringen ....“

„Auch den Tod, den gräßlichen, blutigen Tod! ....“

„Immer besser noch den Tod auf dem Bette der Ehre, als das Leben im Pfuhl der Schande. O, meine geliebte, angebetete Hoheit, fordern Sie eine Infamie nicht von Ihrem Freunde. Mein Ehrenwort hätte keinen Werth, Ihrer Liebe wäre ich nicht würdig, könnte ich nur einen Gedanken daran hegen, vor meinem Könige, dem Herrn, und meinem Gewissen, ein feiger, ehrloser Schurke zu werden, der seinen Fahneneid bricht, sich durch Lüge erniedrigt, in dem Augenblick, wo es gilt, diesem [illegible] treu dem Ruhme seines Königs und der Ehre seines Vaterlandes zu dienen.“

„Sie gehen also in den Krieg?“

„Ich gehe, wohin die Pflicht mich ruft, mit Gott, für König und Vaterland.“

„So gehen Sie, grausamer, undankbarer Mensch. Sie lieben mich nicht. Ein Herz, das noch irgend ein anderes Gefühl hegen kann, als Liebe, eine Seele, die noch irgend einem andern Gedanken Raum geben kann, als an die Geliebte zu denken, liebt nicht.“

„Hoheit, eben weil Liebe der einzige Gedanke meiner Seele ist, habe ich die höhere Pflicht, Ihrer würdig zu bleiben. Geliebte Hoheit, ich beschwöre Sie, entlassen Sie mich! Die Zeit drängt, noch eine Minute Verspätung, und ich würde auf der Festung die Verletzung meines Fahneneides büßen müssen.“

„Festung! Nun auf der Festung wären Sie wenigstens vor Kanonenkugeln sicherer, als im offenen Felde....“

„Aber nicht vor Schande....“

„Festung!“ sprach sie mit bitterem Schmerz, „freilich ist das eine Ehrenstrafe, und in diesem Falle ist jeder Feldherr ein Tyrann, so gehen Sie, gehen Sie, ich will versuchen, es zu überleben, aber ach, ich fühle schon, ich sterbe. O Himmel! es ist mein Ende. Adieu, Adieu für diese Welt! O, die Männer, die Männer, sie wissen nicht zu lieben!“

Diese letzten Worte hauchte sie schon hinsterbend, ihr schöner Kopf sank an die Brust des Mannes, der sie mit Schmerz umfaßt hielt, ihre Glieder wurden schlaff. Er legte die Ohnmächtige sanft nieder auf das Canapee, und wollte sich entfernen, nachdem er noch einen Kuß des Scheidens auf ihre kalten Lippen gedrückt hatte; mit welchen Gefühlen, läßt sich denken, aber noch war die Thür verschlossen. Er klopfte leise an die Thür, die zum Corridor führte. Plötzlich wurde diese rasch von Außen aufgeschlossen. Marion trat ein, außer sich:

„Um Gotteswillen, verbergen Sie sich; der König kommt!“

In der That vernahm er von dem langen Corridor her, der keinen Ausgang hatte, als den einen nach der Treppe zu, die schweren Tritte des Königs, der also schon gestiefelt war zur Abreise.

Aber wohin? Die Garderobeschränke waren verschlossen. Zeit, die Schlüssel zu holen und aufzuschließen, war nicht mehr. Aber da hingen Mäntel und Dominos an der Wand. Trenck verbarg sich darunter, so gut es gehen wollte; freilich hatte er nicht bedacht, daß die Mäntel nicht so weit gegen den Boden herunter reichten, um auch die gespornten Stiefeln des darunter sich verbergenden Mannes zu verhüllen.

Aber Marion sah es, Verhüllung der Reiterstiefeln war nicht mehr möglich. Ihr Blut gerann zu Eis und ihr Herz blieb stehen. Schon war der König ganz nahe, da löschte sie schnell die Lichter aus, bis auf eins, und rechnete auf die den Hintergrund verhüllende Dämmerung, in diesem Augenblick trat der König ein, in der einfachen blauen Uniform, mit dem Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust, der blaßgelben Weste und der schwarzen Sammethose, dem dreieckigen Hut mit der weißen Generalsplüme, dem Degen an der Seite und dem Krückstock mit dem Bernsteinknopf in der Hand, diesem berühmten Donnerkeil, der manchem Rücken die Macht eines Jupiter tonans hatte fühlen lassen.

„Wo ist meine Schwester Amelie?“ fragte er, mit finsterm Blick im halb dunkeln Zimmer herumsuchend.

„Gott, da liegt die arme Hoheit, in Ohnmacht. Die Nachricht, daß Ew. Majestät Pferde schon vorgeführt sind ......“

selbst nicht vergeben könnte, wollte ich diesen Engel des Himmels betrüben? Nein, komme was da wolle, ich liebe, und welche Liebe wäre das, die nicht freudig für den geliebten Gegenstand tausendmal das Leben wagte?"

Nun erblickte er seine Börse wieder. „Ah, sagte er zu sich selbst, „auch nicht übel mit solcher Treue. Es war unüberlegt gewesen, daß ich mich blosgeben wollte. Will der Officier ins Feld rücken, so braucht er Geld, viel Geld, ungeheuer viel Geld, also gut, meine hundert Louisd'ors wandern wieder in meine Tasche."

„Aber, wo sie nur bleiben mögen!" fragte er nach einer Pause, „mir wird doch bange, wenn die Stunde verfließt, ich eingeschlossen, kann nicht zum Dienst kommen. Der König würde abreisen und eine Verhaftordre gegen mich am Thore zurücklassen, oder gar als Deserteur mich infam cassiren. Meine Ehre verloren, Alles verloren, selbst eine Kugel vor den Kopf würde sie mir nicht wiedergeben."

Diese unerfreulichen Gedanken nahmen mit jeder Minute peinlichen Wartens an Lebhaftigkeit zu. Die Zeit schleicht ohnehin um so langsamer, je lebhafter wir ihre Beschleunigung wünschen oder fürchten.

Am Ende wurde seine Situation so unerträglich, daß er drauf und dran war, als wahrer Tollkopf, entweder die Thür nach dem Gemach, worin die Kammerzofen eingesperrt waren, zu sprengen, oder mit einem

Viertes Kapitel.

Belagerung von Prag. — Erstürmung des Ziska-Berges. — Bombardement von Prag. — Die Besatzung ergiebt sich. — Des Königs Brief an Jordan. — Die tapfern Grenadiere. — Beschlossener Rückzug. — Beschwerden des Rückzugs. — Der Pandurenoberst Trenck. — Trenck's Thätigkeit. — Sein glücklicher Coup. — Gnade des Königs. — Aufrichtigkeit. — Trenck's Pferde werden genommen und von dem Pandurenoberst zurückgegeben. — Affaire von Kolin. — Der König spricht gnädig mit Trenck. — Rückkehr nach Berlin. — Wiedersehen der Liebenden. — Unvorsichtigkeit. — Verrath. — Duell. — Politik des Königs in Beziehung auf Trenck's Verhältniß zu der Prinzessin. — Donnerwort. — Strenge Bestrafung. — Strenger Arrest. — Des Königs Besuch bei Amelie. — Des Königs Zärtlichkeit für sie. — Gedanken darüber. — Courierreise nach Dresden. — Zurück in Arrest.

1.

An demselben Tage, an welchem der König den Maskenball nach Mitternacht verließ, um sich zu seinem Heer zu begeben, waren 80,000 Mann preußische Truppen nebst den verbündeten kaiserlich baierschen und französischen Hülfstruppen ohne Widerstand in Sachsen und Schlesien eingerückt.

Der König hielt sich nicht dabei auf, Dresden, welches

ihm die Thore gesperrt hatte, zu belagern; er umging die wohlbefestigte Stadt und rückte vorwärts auf Böhmen zu. Sein nächstes Ziel war Prag. Im Anfange des Septembers war das Heer dort eingetroffen. Es hatte keinen andern Widerstand gefunden, als grundlose Wege, schlechtes Wetter und hin und wieder Mangel an Fourage und Lebensmitteln — freilich genug, um selbst ein gutes Heer zu verderben.

Einen Tag später kam die vom Feldmarschall von Schwerin geführte Heeresabtheilung, die durch Schlesien herangezogen war, jenseit der Moldau an. Die Operationen konnten nicht beginnen, ehe nicht die Verbindung zwischen beiden Heeren hergestellt war. Wollte man auf die preußischen Pontons warten, um eine Schiffbrücke zu schlagen, so ließ sich voraussehen, daß bei der grundlosen Beschaffenheit der Straßen noch acht Tage darüber verloren gehen konnten.

In Prag standen 12,000 Mann Oesterreicher unter dem Commando des Generals von Harsch. Dieser ließ die Thore schließen und die Wälle besetzen. Das preußische Heer bezog ein Lager auf beiden Seiten der Moldau vor Prag, rings umschwärmt und geneckt von österreichischen Panduren, welche jede Zufuhr erschwerten und das Fouragiren fast unmöglich machten. Um desto mehr mußte mit der Belagerung geeilt werden.

Glück und Ungeschick der Feinde kamen dem großen

Könige dabei zu Hülfe. Der österreichische Gouverneur der Stadt hatte es unbeachtet gelassen, daß noch von der vorjährigen Anwesenheit der Franzosen her die Pontons der Schiffbrücke vor der Stadt lagen. Sogleich ließ der König diese wegnehmen und durch eine Schiffbrücke über die Moldau die Communication zwischen seinen beiden Heerestheilen herstellen.

Nun begann die Belagerung am **10.** September durch Eröffnung der Laufgräben.

Der Generalfeldmarschall von Schwerin, der die Belagerungsarbeiten leitete, hielt es für zweckmäßig und nothwendig, den Ziska-Berg, der Prag beherrschte, zu erstürmen. Diese Höhe war zu einem starken Fort benutzt, mit Kanonen besetzt und von Panduren vertheidigt. Am **14.** September, dem Jahrestage der Schlacht von Mollwitz, begann der Sturm.

Die Oesterreicher vertheidigten das Fort mit Tapferkeit. Kartätschen schlugen wie ein Hagelwetter in die heranrückende Sturmcolonne. Es kostete vielen tapfern Preußen das Leben. Doch unerschüttert rückte die Colonne im Sturmschritt näher; Zwei und Zwei trugen eine Sturmleiter. Der König selbst mit seiner Suite von Generalen war ganz in die Nähe des Kampfes herangeritten, um durch seine Gegenwart den Muth der Seinigen anzufeuern. Da schlug eine Kanonenkugel dicht hinter ihm ein und traf einen lieben Verwandten seines Hauses, den Mark-

grafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, zum Tode, dessen Bruder ein Jahr zuvor in der Schlacht von Mollwitz ebenfalls auf dem Bette der Ehre geblieben war. Auf dem Schlachtfelde gilt es, seine Gefühle zu unterdrücken. Der König blickte zur Seite, zuckte mit den Achseln und sah wieder durch das Fernglas nach dem Kampfplatz hinauf. Dort verhüllte Pulverdampf und Kanonenblitz die Scene. Doch einen Augenblick schwieg das Feuer. König Friedrich sah, wie seine tapfern Grenadiere den Graben mit Faschinen gefüllt hatten und nun die Sturmleitern an die Mauern der Bastion legten. Sie waren damit unter die Kanonen des Forts gekommen. Aber um so dichter blitzten auf den Wällen die Säbel und Bajonnette der wilden Panduren mit ihren rothen Mänteln.

Jetzt begann von oben herab ein Pelotonfeuer auf die Anstürmenden. Einer nach dem Andern wurde von den Leitern herabgeschossen. Ueber die Leichen der Gefallenen stiegen Andere hinweg. ~~Schweinitz~~ Schwerin, vom Pferde abgesessen, war mitten unter ihnen; mit gezogenem Degen feuerte er den Muth der Grenadiere an. Endlich erstieg einer derselben den Wall. Er war der Erste und jetzt noch Einzige im Kampfgewühl. Mit dem Bajonnet, eins gegen hundert, war hier nichts auszurichten; da ergriff der kühne Kämpfer seine Muskete oben am Lauf und schlug mit dem schweren Kolben derselben ein Rad mitten hinein in die wüthenden Panduren, die im Gedränge nicht zum Kampf

kommen konnten. Einem nach dem Andern wurde der Kopf eingeschlagen. Andere wieder wichen den furchtbaren Keulenschlägen aus. So entstand eine Lücke, welche die Nachsteigenden benutzten.

Und Trenck, als Adjutant des Königs, hielt in dessen Suite. Sein Herz schlug höher in muthiger Kampfbegier. Seine hohe Liebe, ihr Flehen, sein Leben zu schonen, — Alles war vergessen. Jetzt waren Ehre und Ruhm seine noch höhere Geliebte. Mit einem Galoppsatz sprengte er vor und bat den König, absitzen und am Sturm theilnehmen zu dürfen.

„Nein," sagte Friedrich; „will Er Futter für Pulver werden? Noch nicht; ich brauche Seinen Kopf noch zu andern Diensten. Er bleibt hier."

Trenck zitterte und glühte zugleich.

Ein Jubelruf und Trommeln und die schwarz-weiße Fahne auf der Höhe verkündeten den Sieg.

Von hier aus ließ der König die Stadt mit glühenden Kugeln beschießen. Hier und da schlugen die Flammen auf. Die Besatzung ergab sich am 18. Sept. kriegsgefangen. Preußen zogen ein unter dem Commando des Generallieutenants von Einsiedel. Der König mit dem Gros des Heeres blieb vor Prag liegen. Böhmen war erobert.

Aus diesem Lager vor Prag schrieb er an seinen Freund Jordan:

„Ich melde Dir, daß ich Verse gemacht habe, die ich jedoch, bevor ich sie Dir schicke, noch verbessern muß. Ihr erwartet vielleicht Nachrichten von einer ganz andern Art, allein so geht es in der Welt; es geschieht oft gerade das Gegentheil von dem, was man denkt. Ich befinde mich hier unter allen Schanzen, Laufgräben und Brustwehren der ganzen Welt. Ich habe viel Arbeit, viel Sorge, viel Unruhe; allein ich beklage mich über nichts, wenn ich nur dem Vaterlande gute Dienste leisten und ihm so nützlich sein kann, als ich es wünsche."

Den tapfern Grenadier des Leibregiments, David Krauel, der der Erste auf der Bastion gewesen war, erhob der König in den Adelstand unter dem Namen Kraul von Ziskaberg, ernannte ihn zum Officier und bezahlte ihm seine Equipage.

Allein die Freude über die schnelle Eroberung von Böhmen dauerte nicht lange. Der österreichische Feldmarschall Daun rückte mit einem überlegenen Heer unter Prinz Karl von Oesterreich vom Rhein her in Böhmen ein. Vergebens hatte der Obristlieutenant von Wedell sich den Namen eines preußischen Leonidas verdient, indem er dagegen den Uebergang über die Elbe zu vertheidigen suchte. Der König, der sich von Sachsen abgeschnitten sah, erkannte die Nothwendigkeit, sein Heer in drei verschiedenen Colonnen nach Schlesien zu führen, um dort sichere Winterquartiere zu beziehen. Leider mußte er seine

diese Zerrüttung des preußischen Heeres benutzt, so würde schwerlich dem Könige die Revange möglich geworden sein, im Juni folgenden Jahres bei Striegau das österreichische Heer völlig aufzureiben. So aber begnügte sich der österreichische Heerführer damit, die Preußen bis über die Grenze zu begleiten und dann selbst ruhige Winterquartiere zu beziehen. Da sie ohnehin nicht die preußischen Deserteurs an der Rückkehr hinderten und der König ihnen Amnestie verhieß, so wurde es dem Genie Friedrichs des Großen möglich, im nächsten Frühjahre sein Heer besser als jemals kampfgerüstet aufs Neue ins Feld führen zu können.

Auf diesem Rückzuge machte sich Trenck bei dem Könige, der in der ganzen Zeit kein Wort mit ihm gesprochen hatte, wieder beliebt, wenn auch nicht durch sein eigentliches Verdienst, sondern durch die glücklichen Folgen einer großen Nachlässigkeit.

3.

Der junge Trenck hatte in diesem Feldzuge Adjutantendienste bei dem Könige zu verrichten und wurde vielfältig zum Lagerabstecken, Recognosciren und Fouragiren für das Hauptquartier gebraucht. Deshalb forderte es sein beschwerlicher Dienst, daß er beständig mit berittenen Jägern und Husaren im Lande herumschwärmte. Der König hatte ihm gestattet, 6 Mann Freiwillige von der Garde mit-

zunehmen. Dabei konnte er nach Gutdünken fordern, was er für nöthig hielt, um Fourage und Lebensmittel einzubringen.

Bei dieser stets aufregenden Thätigkeit konnte er während des ganzen Feldzuges nur wenige Nächte ruhig im Zelte schlafen. Dieser rastlose Diensteifer brachte ihm die Gnade des Königs wieder zu und sein volles Vertrauen. Einige Male hatte er zufällig das Glück, von seinen Streifzügen in die Umgegend 60 bis 80 Wagen mit Fourage beladen in das Lager einzuführen. Erhielt er darüber öffentliche Belobung, während andere Fouragirer versprengt, verlaufen und leer zurückkamen, so begeisterte ihn Ehrgefühl und Freude zu einer wahrhaft fanatischen Thätigkeit und Tollkühnheit. Während die feindlichen Husaren und Panduren, so weit das Auge reichte, das preußische Lager umschwärmten und keine Patrouille sich hinaus wagte, keine Vedette vorgeschoben werden konnte, ohne niedergehauen zu werden, war Trenck mit seinen Freiwilligen immer hinaus ins Freie, oft Meilen weit vom Lager entfernt, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihm nicht der Rückweg und vielleicht der Lebensfaden zugleich abgeschnitten werden würde.

So ritt er denn auch einst bei Großberschau mit 30 Husaren und 20 Jägern auf Fouragirung. Er commandirte die Husaren in ein Kloster und besetzte selbst mit den Jägern ein herrschaftliches Schloß. Dort wurde

eine Menge Wagen aufgebracht, welche die Jäger anfingen im Meierhofe mit Heu und Stroh zu beladen.

Unglücklicherweise hatte ein österreichischer Husarenlieutenant mit 36 Mann im nahen Gebüsch, unbemerkt von den Preußen, auf der Lauer gestanden und die Schwäche des Commandos im Meierhofe wahrgenommen.

Unbesorgt ritt die preußische Vedette vor auf der Landstraße. Während die Jäger absaßen von ihren Pferden, ihre Waffen und Röcke ablegten und sich eifrigst beschäftigten, die requirirten Wagen mit Heu und Stroh zu beladen, saß der junge Cornet von der Trenck oben im Schlosse bei der schönen jungen gnädigen Frau, der er die angenehmsten Galanterien sagte, während ihm die Dame des Hauses mit köstlichem Tokayer-Ausbruch und rosigem Schinken regalirte.

Plötzlich hörte er Schießen unten im Gehöfte. Erschreckend sprang er auf und sah aus dem offenen Fenster, wie österreichische Husaren den ganzen Meierhof angefüllt hatten und die wehrlosen Jäger sich theils versteckten, theils als Gefangene ergaben.

Das war ein entsetzlicher Moment seines Lebens. Er selbst wehrlos der Gefangenschaft preisgegeben, seine Leute gefangen, die Expedition verunglückt, seine Ehre preisgegeben und seine ganze Zukunft, die so glänzend werden zu wollen schien, vernichtet und das Alles, wie



er sich schamroth gestehen mußte, in Folge seiner eigenen Unvorsichtigkeit.

Noch stand er betroffen da, als die schöne junge Edelfrau Mitleid mit dem jungen Soldatenblut hatte und ihn verstecken wollte; aber Scham und Desperation ließ ihn diesen Vorschlag nicht annehmen. Er griff nach Säbel und Pistolen, entschlossen, den Tod der Schande vorzuziehen, aber auch sein Leben theuer zu verkaufen. Da knatterten auf einmal viele Schüsse unten im Hofe und Säbel klirrten gegen einander.

„Sollten meine Jäger massakrirt werden oder sich zur Wehre setzen!" dachte er, sprang noch einmal ans Fenster und erblickte, laut aufjubelnd, seine eigenen Husaren im Kampf mit den Oesterreichern. Es mußte der commandirende Wachtmeister dieses in das nahe Kloster gelegten Detaschements das Unternehmen der österreichischen Husaren bemerkt haben und so schnell zum Entsatz herbeigeeilt sein; genug, sie waren da. Jubelnd sprang Trenck die breite Treppe hinunter, aus der Hausthür auf den Hof, warf sich blitzschnell auf das erste lose Pferd, dessen er habhaft werden konnte, und sprengte in den Kampf, wo seine Gegenwart den Muth der Seinigen anfeuerte, und bald war das feindliche Commando theils niedergemacht, theils gefangen genommen.

Nur wenigen der österreichischen Husaren war es geglückt, aus der Hinterthür zu entkommen, was freilich

die Gefahr für den weiteren Verlauf der Unternehmung nicht wenig vermehrte; 2 Mann Oesterreicher waren erschossen und 22 zu Gefangenen gemacht; darunter befand sich ein Lieutenant vom Kàlnocki'schen Regimente. Von seinen Leuten dagegen waren zwei Jäger, die im Heustalle arbeiteten, wehrlos niedergehauen worden.

Jetzt aber war es eine schwierige Aufgabe, den Sieg auch so zu benutzen, daß die Beute ins Lager gebracht werden konnte, da ihm überall der Rückweg abgeschnitten war und sich erwarten ließ, daß die wenigen österreichischen Husaren, welche entkommen waren, Alles allarmiren würden, was in der That auch geschah.

Doch noch eine andere Sorge beschäftigte den Ehrgeiz des jungen Mannes. Es war die Besorgniß, daß der König seine Nachlässigkeit erfahren würde, in welchem Falle er sich sagen mußte, daß er trotz des bis dahin günstigen Erfolgs Cassation verdient habe. Um diese Folgen abzuwenden, sprengte er mit einigen Husaren in das Kloster, das diese eben verlassen hatten und erpreßte durch Drohungen eine Brandschatzung von 150 Dukaten, die er sogleich unter seine Leute vertheilte, um diese zum Schweigen zu bringen.

Indeß hatte der Wachtmeister mit der größten Umsicht für das Beladen der Wagen gesorgt; die Beutepferde wurden, so weit sie sich dazu eigneten, zum Vorspann gebraucht, und so begann mit allen militärischen Vorsichts-

maßregeln der Rückmarsch nach dem Lager, das freilich noch zwei Meilen entfernt war.

Auf allen Seiten um sich herum hörte man Schießen. Ueberall waren fouragirende Patrouillen angegriffen. Ein versprengter preußischer Lieutenant mit 40 Husaren schloß sich ihm an.

Dieser Zuwachs verstärkte nun wohl seine Bedeckung, hinderte ihn aber unbemerkt ins Lager zu kommen. Dazu erhielt er Nachricht, daß 800 feindliche Husaren ihm die Rückkehr abgeschnitten hatten. Er zog sich deshalb seitwärts und kam endlich mit seinen Gefangenen und 25 beladenen Wagen auf weiten Umwegen glücklich im Hauptquartier an.

Der König saß eben bei Tafel, als Trenck zum Rapport in dessen Zelt eintrat. Die Freude über seine Rückkehr war groß unter seinen Kameraden, die, da er eine Nacht ausgeblieben war, nicht gezweifelt hatten, daß er entweder erschossen oder gefangen genommen sei, wie es Tags vorher mehreren Officieren ergangen war.

Kaum war der junge Trenck eingetreten, so erblickte ihn der König.

„Kommt Er allein?“ fragte er ihn mit seinem tief in die Seele dringenden Blicke, der keine Lüge gestattete.

Zum Glück war die Wahrheit auf diese Frage noch eine erfreuliche und der junge Officier konnte mit der ihm eigenen wohlanständigen Freimüthigkeit antworten:

„Nein, Ihre Majestät, ich bringe 25 beladene Wagen und 22 Gefangene mit ihren Pferden und Officieren."

Der König fragte nicht weiter und befreite damit sein Herz von einem schweren Gewicht. Das Gesagte genügte, um den König gnädig für ihn zu stimmen.

„Er wird Hunger haben, setze Er sich," sprach König Friedrich gnädig und herablassend und deutete auf einen Stuhl an seiner Seite.

Dann wendete sich der König gegen den neben ihm sitzenden englischen Gesandten, und indem er den jungen Trenck auf die Schulter schlug, sagte er zu dem Gesandten: „C'est un matador de ma jeunesse!"

Trenck erröthete bei diesem Lobe und zitterte für jede weitere Frage. Zum Glück standen die Pferde des Königs zum Recognosciren schon vor dem Zelte. Der König that noch einige unbedeutende Fragen. Um ein tieferes Eingehen in das Ereigniß zu vermeiden, entschuldigte sich Trenck mit Müdigkeit und bat um Entlassung.

Der König hob die Tafel auf und sagte: „Erst will ich Seine Gefangenen sehen."

Mit diesen Worten ging er aus dem Zelte, musterte mit sichtlichem Behagen die gefangenen Oesterreicher und ließ Trenck vortreten. Nach einigen Worten der Belobung seiner Bravour hing er ihm selbst den Orden pour le mérite um und sagte freundlich: „Nach der Arbeit ist es gut ruhen, nun gehe Er und lege Er sich aufs Ohr."

Es ist unmöglich, die Gefühle zu schildern, die in diesem Augenblick den feurigen jungen Mann durchdrangen. In der ersten Aufregung eines edlern Gefühls wollte er die unverdiente Ehre zurückweisen, und dem Könige kniend die Wahrheit seiner Schuld bekennen. Aber er hatte nicht den Muth, nach einer solchen Ehrenauszeichnung, von der Hand seines Königs decorirt, sich selbst der öffentlichen Schande Preis zu geben. Der König ritt mit einem gnädigen Gruß gegen den sprachlos betroffen dastehenden jungen Officier lächelnd davon und der junge Trenck schwor sich selbst im Stillen einen theuern Eid, diese Ehrenauszeichnung bei günstiger Gelegenheit noch zu verdienen.

Nun aber war es seine nächste Sorge, das Ereigniß und seine Schuld dabei in den Mantel des tiefsten Geheimnisses zu hüllen. An Gold fehlte es ihm nicht, dafür hatte seine hohe Freundin gesorgt, mit der er selbst vom Marsch aus, durch Marion's kluge Vermittelung, einen zärtlichen Briefwechsel unterhielt. Er schenkte aufs Neue jedem Unterofficier, der dabei gewesen war, zwanzig Dukaten, und jedem Gemeinen einen Dukaten aus seiner Börse. Die Leute liebten ihn und gelobten die strengste Verschwiegenheit.

Allein selbst diese Sicherheit, daß nichts seinen Ruhm beeinträchtigen würde, konnte ihn nicht beruhigen. Tag und Nacht quälte er sich mit Vorwürfen über seine Lüge

und die dadurch unverdient erschlichene königliche Gnade. Er nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit, folge auch daraus, was da wolle, dem Könige die Wahrheit zu sagen.

Die günstige Gelegenheit dazu bot sich schon innerhalb der nächsten zwei Tage ihm dar.

Auf dem Marsch nach der Grenze führte Trenck als Cornet den ersten Zug der Escadron Garde du Corps. Der König ritt neben der Paukenwacht. Er sah sich um, und winkte den jungen Cornet zu sich heran.

„Jetzt erzähle Er mir, Trenck," sprach er gütig, „wie hat Er Seinen letzten Coup gemacht?"

Im ersten Schreck glaubte Trenck, daß schon Alles verrathen sei; aber der König hatte bei dieser Frage eine so gnädige Miene gemacht, daß Trenck frischen Muth schöpfte, und mit trockenen Worten Alles pflichtschuldigst rapportirte, genau wie es sich zugetragen hatte.

Zu seiner nicht geringen Verwunderung las Trenck in den sprechenden Gesichtszügen des Königs, daß ihm diese Offenheit gefiel. Trenck wurde dadurch zu einer rückhaltlosen Offenherzigkeit hingerissen und bekannte mit Ausdrücken der tiefsten Reue, daß er eigentlich die Gnade seines Königs noch nicht einmal verdient habe, um so mehr aber würde er Gut und Blut und Leben einsetzen, ihrer dereinst würdig zu werden.

„Es ist gut," sagte der König mit einer wahrhaft väterlichen Miene, „daß Er so ehrlich und offen mir die

Wahrheit gesagt hat; aber thue Er das auch in allen andern Dingen, und treibe Er keine Heimlichkeiten irgend einer Art hinter meinem Rücken. Bedenke Er immer: mir bleibt nichts verborgen und gewisse Heimlichkeiten würde ich Ihm gar arg anstreichen; also folge Er meinem väterlichen Rath, vertraue Er sich mir ganz an, ich werde dann auch einen Mann aus Ihm machen."

Trenck wurde glühsiedend heiß. Sein besseres Gefühl drängte ihn zu einem offenen Bekenntniß seiner hohen Liebe, und hätte es nur sein eigenes Glück betroffen, so würde er freudig Glück und Leben zu den Füßen seines Königs niedergelegt haben. Aber es war ja nicht sein eigenes Geheimniß allein. Durfte er seine hohe Geliebte verrathen? gewiß nicht. Zudem ist erste wahre Liebe schweigsam und verschämt; wie die eben aufgebrochene Rosenknospe, die sich alle Abend wieder schließt, so auch die junge Liebe, die keinen Vertrauten duldet, als sich selbst.

Der König sagte nichts und ritt weiter. Schon glaubte Trenck dessen Gnade verloren zu haben, als ein anderer Vorfall ihm den Beweis geben sollte, daß ihn der König noch nicht aufgegeben hatte.

4.

Eines Tages wurde unter vielen Andern auch Trenck's Reitknecht mit zwei Handpferden von den leichten Trenck'schen Truppen gefangen genommen.

An demselben Tage, als die preußischen Truppen ins Lager einrückten, sollte der junge Trenck mit dem Könige recognosciren reiten. Sein Pferd war aber marode und die andern wären genommen. Er meldete dem Könige sein Unglück und dieser sagte freundlich: „Da nehme Er sich den braunen Engländer.“

Und Trenck erhielt damit ein schönes kräftiges Reitpferd aus dem Marstalle des Königs, noch mehr erfreut über diesen Beweis von königlicher Gnade, als über den Werth des Pferdes.

Einige Tage später aber kam sein gefangener Reitknecht zurück mit seinen Pferden, von einem feindlichen Trompeter begleitet. Dieser übergab dem jungen Trenck ein Billet, des Inhalts: „Der österreichische Trenck hat keinen Krieg mit dem preußischen Trenck, seinem Vetter. Es ist ihm ein Vergnügen, daß er zufällig von seinen Husaren die ihm weggenommenen Pferde zurückerhalten konnte, welche er ihm hiermit überschickt.“

Als sich Trenck noch an demselben Tage bei dem Könige melden mußte und ihm auch pflichtschuldigst den von Trenck erhaltenen Brief vorlegte, fühlte sich der König davon unangenehm berührt. Mit finsterer Miene sagte er zu ihm: „Da sein Vetter ihm seine Pferde zurückgeschickt hat, so braucht er das Meinige nicht.“

Betroffen darüber schickte Trenck den geschenkt erhaltenen Engländer in den königlichen Marstall zurück und

es vergingen einige Wochen, ehe der König wieder ein Wort mit ihm redete.

So kam die Retirade aus Böhmen heran, bei welcher Gelegenheit ihm der Panduren-Oberst noch gefährlicher wurde.

5.

Auf diesem Rückmarsch rückte die Heeresabtheilung, welche zunächst den König umgab, mit diesem in Kolin ein. Es waren außer dem Stabe der Armee die Garden zu Pferde und zu Fuß, dann die Pikets Cavalerie und das zweite und dritte Bataillon Garde. Bei dem raschen Vorrücken und den schlechten Wegen hatte der König nur vier leichte Feldstücke mitnehmen können. Die Escadron Garde du Corps lag in der Vorstadt. Gegen Abend wurden die Vorposten dieser Heeresabtheilung in die Stadt getrieben. Die auf den Recognoscirungen versprengten Husaren kamen vereinzelt in die Stadt zurück. Die ganze Gegend wimmelte von leichten feindlichen Truppen. Der Commandeur der Garde du Corps schickte den jungen Trenck an den König ab, um Befehle einzuholen.

Nach vielem Suchen fand er den König auf dem Kirchthurme mit dem Perspectiv in der Hand. Noch niemals hatte ihn Trenck so unruhig und so unentschieden gesehen, als an diesem Tage. Doch endlich gab er den Befehl: sogleich zu retiriren, durch die Stadt zu mar-

schiren und in der andern Vorstadt gesattelt und gezäumt auf weitere Befehle zu harren.

Kaum war die Garde du Corps-Escadron dort angekommen, so fiel ein heftiger Regen ein. Es wurde Abend und bald finstere Nacht. Gegen neun Uhr Abends erschien der österreichische Trenck mit seinen Panduren, und rückte mit voller Janitscharenmusik in die äußersten Vorstädte auf der andern Seite ein. Um Licht zu gewinnen, zündete er mehrere Häuser an. Bei dem Schein der Brandfackel wurden die Oesterreicher das Detaschement Garde du Corps, welches den Rückzug decken sollte, gewahr und feuerten aus den Häusern auf die wehrlos dastehenden Preußen.

Bald wurde die Verwirrung allgemein. Die Garde du Corps konnte nicht wieder in die Stadt zurück, da diese voll Truppen war; man konnte in der Dunkelheit nicht sehen, ob Freunde oder Feinde. Auf dem Walle über dem Thore feuerten die vier Feldstücke unausgesetzt, welche auf gut Glück hinausschossen ins Weite, wo man am Schießen und an brennenden Dörfern erkannte, daß die wilden Panduren in dichten Schaaren herumschwärmten.

Die Kugeln gingen über den Köpfen der Garde du Corps-Escadron hinweg, schlugen auch wohl ein und trafen in der Dunkelheit Freunde und Feinde. Aber bald sollte die Calamität noch größer werden. Gegen Mitternacht stieg das Wasser in der Vorstadt so hoch, daß die

Pferde bis an den Bauch in den Fluthen standen. Der Oesterreicher Trenck hatte den Fluß oberhalb der Stadt abgraben lassen, so daß der Strom die Stadt und Vorstadt überschwemmte.

So standen die Preußen wehrlos im Regen und Wasser in der kalten Novembernacht, von zahllosen Kugeln umschwirrt. Die Garde du Corps verlor allein sieben Mann und das Pferd des jungen Trenck wurde durch eine Musketenkugel am Halse verwundet.

Es leidet keinen Zweifel, daß in dieser entsetzlichen Nacht der König und seine ganze Umgebung gefangen worden wäre, hätte Trenck den Sturm auf die Stadt, der in seinem Plane lag, ausgeführt. Aber zum Glück für die Preußen wurde ihm durch eine Kanonenkugel ein Fuß zerschmettert. Man trug ihn zurück und das Feuer der Panduren hatte ein Ende.

Tages darauf erschien das Nassau'sche Corps zum Succurs. Der König mit seinen Truppen verließ Kolin.

Und während des Marsches sagte er zu dem jungen Trenck, der an der Spitze seiner Escadron in der Nähe des Königs ritt: „Sein sauberer Herr Vetter hätte uns einen garstigen Streich spielen können in vergangener Nacht: er ist aber, laut Deserteurs-Nachrichten, erschossen."

Dann fragte er ihn, wie nahe er mit diesem Trenck verwandt sei? „Meines Vaters Bruder ist er," entgegnete

Trenck. Dabei blieb es, ein Beweis, daß ihm der König deshalb seine Gnade nicht entzogen hatte.

6.

Während das Gros des preußischen Heeres in Schlesien Winterquartiere bezogen hatte, und dort der so sehr bedürftigen Ruhe genoß, weil der österreichische Feldherr die Vortheile, die ihm der Rückzug des so sehr derangirten preußischen Heeres bot, nicht verfolgte, ging der König mit den Garderegimentern nach Berlin zurück.

In der Mitte Decembers war König Friedrich dort wieder angekommen und Trenck befand sich in seinem Gefolge.

Das Wiedersehen der Liebenden erfolgte noch denselben Abend. Prinzessin Amelie, in ihrer nervösen Reizbarkeit, war unbeschreiblich glücklich. Sie weinte und lachte in einem Athem. Sie überhäufte ihren geliebten Freund mit den zärtlichsten Namen, und machte ihm die kostbarsten Geschenke an Dukaten und Juwelen.

Ihre Einkünfte waren nicht bedeutend. Außer einer mäßigen Apanage hatte sie damals noch nicht die Einkünfte der Abtei Quedlinburg, welche ihr der König erst im Jahre 1752 verlieh, wodurch sie erst im Ganzen etwa 25,000 Thaler jährliches Einkommen hatte; aber um ihren jungen Freund zu beglücken, der, wie sie wußte, den Luxus liebte und ihren Augen eine glänzende Er-

scheinung war, hätte sie mit Freuden das Letzte hingegeben.

Unglücklicherweise hatte ein junger Lieutenant von der Fußgarde, Namens Peters, die Schloßwache zu commandiren. Er machte eben die Ronde durch die langen Gänge des Schlosses, als er noch spät Abends den Cornet von Trenck aus dem Vorzimmer der Wohnung der Prinzessin Amelie treten sah, geleitet von Marion. Er hielt ihn auf und neckte ihn mit einigen Stichelreden wegen seines geheimen Verhältnisses zu der hohen Dame, welches aller Vorsicht ohnerachtet doch schon hin und wieder in den vertrauteren Hofkreisen Gegenstand der Medisance geworden war. Trenck nahm diese Stichelei übel und nannte ihn einen et cetera ... Der Lieutenant forderte ihn. Am andern Morgen früh war das Duell. Trenck hatte ihn mit einem tüchtigen Hieb durch das Gesicht bezeichnet.

Dieser Vorfall wurde natürlich dem Könige gleich gemeldet. Der die Meldung machende Ordonnanzofficier war ein persönlicher Neider und Feind Trenck's, der in seinem Glück und Hochmuth unbedeutenden Persönlichkeiten, wie dieser Officier war, mit Stolz und Nichtachtung begegnete, ergriff diese Gelegenheit, um Trenck zu schaden und ihn wo möglich in Ungnade zu bringen, sich selbst aber beim Könige beliebt zu machen. Er berichtete die Veranlassung des Duells und verhehlte nicht, daß der

verwundete Lieutenant den Cornet von Trenck spät Abends aus den Zimmern der Prinzessin habe kommen sehen.

„Das ist nicht wahr!" antwortete der König unfreundlich, indem er dem Ankläger den Rücken wendete.

Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß der scharfsinnige König gar wohl an die Wahrheit glaubte; aber um seine Schwester nicht zu compromittiren, stellte er sich so, als glaube er nicht daran.

Es war eine eigenthümliche delicate Angelegenheit. Sollte er Trenck davon sagen und ihm den Umgang mit der Prinzessin verbieten, so konnte das nicht geschehen, ohne die Ehre seines Hauses Preis zu geben. Er beschloß daher, unter andern Vorwänden den jungen Mann das ganze Gewicht seiner Ungnade fühlen zu lassen, um ihn zum Nachdenken über sich selbst und zum Abbrechen dieses den Stolz des Königs allerdings verletzenden Verhältnisses zu bewegen.

Trenck erschien nicht ohne Besorgniß wegen des Duells auf der Parade.

„Herr!" redete ihn der König zornig an, „der Donner und das Wetter wird Ihm aufs Herz fahren, nehme Er sich in Acht!"

Das war deutlich genug; aber eine liebende Seele hat nur einen Gedanken. Warnungen helfen nichts; so auch hier. Da der König, in der Hoffnung, daß dieses Donnerwort den jungen Mann zur Besinnung gebracht

und abgeschreckt haben würde von einem Liebesverhältnisse, das so sehr gegen Rang und Etikette verstieß, ihm deshalb weiter keine Ungnade fühlen ließ, so gab sich Trenck der sanguinischen Hoffnung hin, daß der König doch vielleicht von der Geschichte nichts erfahren habe und folgte unbesonnen seiner Leidenschaft, indem er den Gegenstand seiner hohen Liebe nach wie vor besuchte, wenn auch mit vergrößerter Vorsicht.

Doch Friedrichs Scharfblick entging nichts, besonders in einer Angelegenheit, die seinem Herzen so nahe lag und ihm als eine Beleidigung der Ehrfurcht für das königliche Haus erscheinen mußte.

Er ergriff schon die nächste Gelegenheit, um seine Politik in Bezug auf das Verhältniß zu seiner Schwester durchzuführen, nämlich so lange den leichtsinnigen jungen Officier mit äußerster Strenge zu behandeln, bis dieser dadurch aufmerksam würde auf den Willen des Königs, der ihm aus Delicatesse gegen den Ruf der Prinzessin nicht mit Worten offenbart werden konnte.

So genügte schon die geringste Veranlassung, um ihn in Arrest zu schicken. Gegen keinen Officier war der König so streng, als gegen Trenck, der früher sein Günstling gewesen war. Der König hatte gerade keinen Groll auf ihn; aber er hegte die gute väterliche Absicht, damit zu warnen, um zu bessern, und noch, wie er versprochen hatte, einen tüchtigen Mann aus dem als so brauchbar

erkannten jungen Officier zu machen. Doch leidenschaftliche Liebe läßt sich nicht bessern. Kaum war Trenck aus dem Gefängniß entlassen, so schlich er sich wieder Abends jetzt in irgend einer Verkleidung zu seiner hohen Geliebten. Diese begriff so gut, wie es Trenck bald erkannte, weshalb der König gegen ihn aufgebracht war; aber ihr ganzes Wesen war zu nervös und reizbar, um einer Leidenschaft entsagen zu können, die mit unwiderstehlicher Gewalt sich ihrer ganzen Seele bemächtigt hatte.

Sie beweinte und beklagte ihn als Märtyrer seiner hohen Liebe und suchte ihn durch Zärtlichkeit und Geschenke zu entschädigen; Trenck dagegen, im Feuer der Jugend und bei seinem entschlossenen Charakter, fühlte eine gewisse Größe darin, dieser Liebe Alles, was ihm das Theuerste war, die Gnade des Königs, seine ehrenvolle Laufbahn und selbst seine Freiheit zum Opfer bringen zu können.

Die Folgen aber blieben nicht aus. Dem König Friedrich blieb auch nicht das kleinste Rendezvous des jungen Cornet mit seiner Schwester verborgen. Er wollte dieser aus Zartgefühl kein warnendes Wort davon sagen, noch weniger ihren Umgebungen verbieten, den jungen Mann zu ihr zu lassen; aber diesen ließ er das volle Gewicht seiner Ungnade fühlen. So oft derselbe, nun schon fast mit Furcht und Zittern, auf der Parade vor ihm erschien, sah er ihn an vom Kopf bis zu den Füßen

mit seinen durchbohrenden Blicken. Dann gebot er, ohne auch nur eine scheinbare Ursache anzugeben, indem er sich abwendete zu seinem diensthabenden Adjutanten: „Trenck in Arrest.“

Schon zwanzigmal hatte der junge Trenck Arrest gehabt, als er eines Abends nach Berlin geritten war und seine hohe Geliebte besucht hatte. Erst mit Anbruch des Tages konnte er sich von ihr trennen. Er warf sich auf sein Pferd und ritt nach Potsdam zurück; da es aber schon spät war, so überjagte er im Anfange das Pferd; es wurde marode und er erreichte Potsdam erst, als die Wachparade um 11 Uhr schon angefangen war. Schnell warf er sich in Paradeuniform, bestieg ein anderes Pferd und erschien eben noch zeitig genug, um seine Escadron dem Könige vorbeiführen zu können.

Aber Friedrich hatte ihn schon vermißt, möglich auch, daß einer von Trenck's Feinden und Neidern in den Umgebungen des Königs ihn darauf aufmerksam gemacht hatte.

Nach der Parade schickte er ihn in Arrest und zwar um eine größere Strenge zu bezeigen, in die Thorwache der Fußgarde, wo er im Wachlokal vor der langen Brücke sein Gefangenzimmer erhielt.

7.

Dieses Mal dauerte der Arrest länger und war dabei strenger als jemals früher. Es war ihm dabei jede

Gelegenheit zu einer Verbindung nach außen abgeschnitten. Seiner hohen Geliebten davon Nachricht sagen zu lassen oder auch nur ein Wort der Liebe und des Trostes zu schreiben, war gar keine Möglichkeit. Prinzessin Amelie befand sich in der schrecklichsten Unruhe und in einer fast krankhaften Gemüthsbewegung. Endlich erst nach drei peinlich langen Tagen erfuhr sie durch ihre getreue Marion, daß ihr geliebter Freund im strengsten Arrest sitze. Sie war außer sich darüber, konnte aber auch nicht das Geringste thun, um die Lage des unglücklichen jungen Mannes zu erleichtern, ohne sich selbst und ihr Verhältniß Preis zu geben.

So saß sie eines Morgens, noch ehe sie Toilette gemacht hatte, in ihrem Boudoir, das mit Canarienvögeln, Blumen, Nippsachen, Spieluhren und anderen Tändeleien einer schwärmerischen Phantasie ausgeschmückt war, und beschäftigte sich mit der Stickerei einer Tischdecke von weißem Canevas in Knötchen, die eine damals beliebte Damenarbeit war. Ihre Augen waren in Thränen gebadet, schwere Seufzer hoben ihre Brust und leise Klagen über menschliches Unglück und Härte des Geschicks entströmten ihren Lippen, da sie sich allein sah und sich also ungehindert ihren träumerischen Gefühlen hingeben konnte.

Da plötzlich öffnete Marion rasch die große Mittelthür und hatte kaum noch Zeit zu rufen: der König! als dieser bei seiner Schwester auch schon eintrat.

Amelie wurde blaß und roth. Sie hatte kaum noch Zeit, mit ihrem Battisttuch die rothgeweinten Augen zu trocknen. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihr Bruder, der König, ihr die lebhaftesten Vorwürfe wegen des nun ohne allen Zweifel entdeckten Verhältnisses zu dem jungen Trenck machen würde; aber nichts davon: der König, der seit längerer Zeit nicht bei ihr gewesen, war ungemein liebreich gegen seine jüngste Schwester. Er belegte sie mit den zärtlichsten Namen, erkundigte sich mit der innigsten Liebe nach ihrem Befinden und bat sie auf das Dringendste, ihre Augen zu schonen und nicht durch die feine Arbeit zu verderben, und dann las er ihr einige zärtliche Gedichte vor, die er auf sie gemacht hatte.

Amelie war von dem ungewöhnlich liebevollen und liebenswürdigen Wesen ihres hohen Bruders so überrascht und dabei so ergriffen, daß sie sich zehnmal vornahm, ihm Alles zu bekennen und um schweigende Duldung einer Liebe zu bitten, die ja doch so rein menschlich schön sei und ihre ganze Seele durchdrungen habe, so daß ihr Leben ein verlorenes sein dürfte ohne diese Liebe. Aber ein richtiger Takt sagte ihr, daß in diesem Falle von der Nachsicht ihres königlichen Bruders gerade am wenigsten zu hoffen sein würde. In dieser Hinsicht kannte sie ihn zu gut. Seitdem er König geworden war, hielt er streng auf Sittenreinheit. Die ehemaligen Debauchen, worüber er in seinen vertrauten Briefen als Kronprinz oft so leicht-

Gelegenheit
Seiner ho
oder auch
schreiben,
befand sich
krankhaften
peinlich l
rion, daß
Sie war
Geringste
Mannes z
niß Preis
So
macht hat
Blumen,
einer schn
beschäftigt
weißem
Damenar
badet, sc
über me
römten
hint
D.

frivol gescherzt hatt
Er liebte nur no
hochgebildete Frauen me
wie aus sinnliche
Pflichten, als Regent sei
von Sittenreinheit
und vor allen
von den Mitgliedern
Prinzessinnen seines
die Höhe ihres Range
eine so hohe Meinung,
Geheimniß eines seiner
für eine Un
halten mußte
den König

war doch die Conversation ungemein pointillirt und belebt; denn Amelie hatte eine Feinheit und Gewandtheit des Geistes, die dem ihres hohen Bruders wenig nachgab. Wechselnd las ihr der König besonders geistvolle Stellen aus Voltaire's Schriften vor, wovon er immer ein kleines Bändchen, in rothen Maroquin mit Goldschnitt gebunden, bei sich trug, um, wie er neckend sagte, sie zu hindern, die schönen blauen Augen, die schon ganz roth wären von der Anstrengung, völlig blind zu machen.

Nachdem Friedrich mit der zärtlichsten Umarmung Abschied genommen und sie auf das Herzlichste gebeten hatte, ihre Gesundheit zu schonen und Alles zu vermeiden, was nur im Mindesten ihre Nerven aufregen könnte, war sie wieder allein.

Ihre Kammerfrau trat ein, um sie für die Tafel bei der verwitweten Königin anzukleiden. Amelie gab ihr einen Wink, sich wieder zurückzuziehen. Ihr Leben war jetzt auf einen Punkt gekommen, wo das tiefste Nachdenken über sich selbst und besonders über die fast plötzlich wie nie zuvor in dem Grade hervorgetretene Liebe des Königs für sie sich ihr aufdrängte.

„Was denkt, was fühlt mein Bruder in diesem Augenblicke!“ überlegte sie. „Daß er seine Rückhaltsgedanken hat, läßt sich nicht verkennen. Weshalb er den armen Trenck so verfolgt und peinigt, ist uns leider lange schon kein Geheimniß mehr. Wer weiß, wohin das noch führt?

Ob er es ihm nicht durch ewige Festungshaft für immer unmöglich macht, jemals in meine Arme zurückzukehren ... wer kann es wissen? — O Gott, wie entsetzlich — ich würde es nicht überleben! Aber ihn deshalb nicht lieben! — Unmöglichkeit! — Reiß mir das Herz aus der Brust, geliebter grausamer Bruder, und Du wirst mit diesem blutenden Herzen noch meine Liebe in Deiner Hand haben. Und kann es bei ihm, meinem armen Freunde, anders sein? — Ist seine Liebe nicht das Herz? — sein Herz nicht die Liebe?“

„Kann der Despotismus aller Mächtigen der Erde uns trennen? Nein, Gott selbst kann es nicht; kein eisernes Geschick ist stark genug, um eine Seele, die liebt, wenn auch in zwei für diese und jene Welt getrennten Körpern, auseinanderzureißen.“

„Aber,“ fuhr sie fort, „woher diese Wandlung der Liebe meines Bruders für mich, in eine Seele, welche die meinige mit ihrer Liebe verfolgt und verdammt?“

Und nach einer Pause des Nachdenkens sagte sie zu sich selbst: „Guter Gott! Mein Bruder fühlt, wie wehe, — ja im Gebiet der natürlichen Rechte der Menschheit — wie unrecht er mir gethan hat, indem er mein ganzes Lebensglück zerstört; und nun will er mich dafür durch seine eigene Liebe und Zärtlichkeit trösten und schadlos halten! ... O Bruder, armer Bruder! in welchen Wahn bist Du verfallen? ... Dann kennst Du die Liebe nicht.

Liebe ist das einzige geistige Wesen auf Erden und im Himmel, welches keinen Ersatz möglich macht. O grausamer Wechsel! ... Mein Bruder liebt mich, weil er meine Liebe zerstören zu müssen glaubt! ... Schreckliches Geschick! ..."

8.

Trenck hatte von dem Allen keine Ahnung. Sein einziger Gedanke während der langen Gefangenschaft war der brennende Wunsch, Amelie zu beruhigen, deren hohe Reizbarkeit und erregbare Empfänglichkeit für Liebesglück und Schmerz er in so manchen entzückenden Momenten hatte kennen gelernt.

Aber alle sein Sinnen und Grübeln brachte ihn nicht um einen Schritt näher zum Ziel.

Schon war er 14 Tage gefangen gewesen und schien vom Könige im Drange seiner großen Geschäfte und gewaltigen Rüstungen zum nächsten Feldzuge völlig vergessen zu sein, da kam der Obrist Graf Wartensleben zu ihm ins Arrestlokal und gab ihm wie aus eigenen Gedanken, wahrscheinlich aber nicht ohne höheren Rath, den Befehl, um Gnade zu bitten.

Der junge Trenck aber war noch zu unerfahren in Hofränken, um zu erkennen, daß er eigentlich nur als Kundschafter bei ihm war, um seine Gesinnung zu erforschen. Trenck ließ sich deshalb gehen. Er äußerte sich unwillig

über die lange Dauer eines Arrestes wegen eines so geringen Disciplinarvergehens, das ja sonst in ähnlichen Fällen höchstens mit einem Paar Tagen Arrest abgemacht werde. Nach dieser Aeußerung zog sich Wartensleben, etwas boshaft lächelnd, zurück und Trenck blieb sitzen.

Abermals verflossen wieder acht Tage. Der König war nach Potsdam zurückgekommen und hatte Wartensleben's Bericht über seinen Besuch bei Trenck angehört. Im Grunde mochte Friedrich fühlen, daß er zu hart gegen den jungen Mann verfuhr, worauf er übrigens viel hielt, und doch war er in Verlegenheit, auf welche Weise er den schon viel zu langen Verhaft abbrechen sollte, ohne damit sich selbst zu compromittiren und dem jungen Tollkopf wieder Gelegenheit zu geben, seiner verbrecherischen Neigung aufs Neue nachzugehen. So kam er endlich auf den Gedanken, ihn auf einige Zeit zu entfernen, um ihm Raum zu geben, über sein Betragen und dessen Folgen nachzudenken und sich zu bessern.

So schickte er ihm denn seinen Generaladjutanten General von Borck in sein Hauptquartier auf der Thorwache vor der langen Brücke, und dieser übergab ihm auf Befehl des Königs einen Brief, den er nach Dresden überbringen solle, wo er die Geschäfte zu besorgen haben würde, die ihm der dortige preußische Gesandte auftragen werde. Trenck war freudig überrascht. Er hielt schon diesen Auftrag für eine volle Begnadigung und wollte in

seiner jugendlichen Unbefangenheit aufs Schloß eilen, um Seiner Majestät seinen Dank zu Füßen zu legen. Doch der General sagte ihm, der König wolle ihn nicht sehen. Es sei schon eine Postchaise vorgefahren, worin sein Bedienter mit seinen Effecten sich befinde. Er müsse augenblicklich abreisen, ohne die Stadt zu berühren, und zwar auf der Leipziger Straße. Ein Officier des Königs würde ihn bis zur Grenze begleiten.

Ueber diese Maßregel war Trenck im höchsten Grade betroffen. Indeß ließ sie sich nicht abwenden und bei seinem sanguinischen Temperament gab er sich der Hoffnung hin, daß es ihm möglich sein würde, bei dieser Mission durch Diensteifer und Ergebenheit die volle Gnade des Königs wieder zu gewinnen und so reiste er ab; aber er irrte sich und zwar verdarb er es wieder durch die eigene Unbesonnenheit seiner Leidenschaft.

Im Fluge, d. h. so schnell man damals, wo es noch wenig fahrbare Heerstraßen gab, reisen konnte, erreichte er Dresden. Mit Feuereifer machte er in zwei Tagen ein Geschäft ab, das einen im Temporisiren geschickten Diplomaten leicht ein Vierteljahr beschäftigt haben würde. Und darauf hatte auch der König gerechnet und unangenehm fühlte er sich berührt, als ihm sein geheimer Kämmerer Morgens beim Frisiren sagte: „In dieser Nacht ist der Trenck von Dresden zurückgekommen und hat Alles wohl verrichtet.“

„Es ist gut," sprach Friedrich mit dem Ausdruck von Verstimmung auf seinen markirten Gesichtszügen; „was weiter?"

„Das Weitere, Majestät, ist eben gerade nicht sehr erfreulich. Kaum war der junge Mensch in Berlin aus den Courierstiefeln gestiegen, es war schon zehn Uhr Abends durch, so ging er aufs Schloß."

„Wird sich erkundigt haben, ob ich in Berlin bin."

„Halten zu Gnaden, Majestät; auf dem linken Flügel, wo die Prinzessinnen wohnen . . ."

„Ha, ich verstehe, was Er da andeuten will; aber verlasse Er sich darauf, es ist nicht wahr."

Der Kammerdiener schwieg und zog sich zurück.

„Soll auf die Parade kommen, der Mensch; nicht eher," rief er ihm nach.

Da die Escadron Garde du Corps in Berlin stand, so fragte Trenck, nachdem er dem ihn finster anblickenden König ordonnanzmäßig seinen Rapport abgestattet hatte: „Befehlen Eure Majestät, daß ich zur Escadron nach Berlin reite?"

„Wo kommt Er her?" fragte der König.

„Von Dresden."

„Von woher früher, ehe er nach Dresden ging?"

„Aus dem Arrest, Majestät."

„So gehe Er wieder hin, wo er gewesen ist," gebot der König und ließ den Betroffnen stehen, dem nun nichts

weiter übrig blieb, als abermals seinen Säbel abzugeben und in die Wache vor der langen Brücke zurückzukehren, woher er gekommen war.

Da saß er nun wieder allein, bewacht und beschränkt, noch viele Tage, wie vergessen und aufgegeben, und hatte keine andere Beschäftigung, als seine Grillen und seine Liebe und die ernste Philosophie über das schwere Geschick seines Lebens; aber darum seine Liebe aufgeben? nie.

So saß er bis drei Tage vor dem Abmarsch in den neuen schlesischen Krieg; da schien sein Leben wieder in eine neue Bahn einlenken zu wollen.



Fünftes Kapitel.

Friedrich II. im Kloster zu Kamenz. — Jagdabenteuer. — Trenck's Diensteifer und schwerer Dienst. — Uebermacht des Feindes. — Ziethen's Heldenzug. — Trenck auf diesem Zuge. — Der Markgraf von Brandenburg kommt zum Succurs. — Schlacht von Hohenfriedberg. — Briefe des Königs an Duham; an Frau von Camas. — Bataille bei Sorr. — Plünderung des Lagers. — Briefe des Königs an Duham. — An Finkersdorff. — An Podwils. — Verlust seiner Biche.

1.

Der König hatte, wie wir wissen, am 15. März 1745 Berlin verlassen. Als er bei seiner Armee in Schlesien ankam, waren schon einige Vorpostengefechte gewesen.

Im Mai verlegte Friedrich sein Hauptquartier nach Kamenz in das schön gelegene Cistercienserkloster. Dort blieb das Hauptquartier vierzehn Tage, während die Zeit mit Rüstungen, kleinen Gefechten und diplomatischen Verhandlungen hinging. Der König ließ sich den Abt und einige Brüder vorstellen. Er fand bald, daß es gebildete Männer waren, mit denen sich eine heitere, oft geistvolle Unterhaltung führen ließ, und zog sie deshalb öfter zur Tafel. Der Abt Tobias Stusche und die Mönche waren

treffliche Tischgenossen und machten der Küche und dem Keller des Königs Ehre, indem sie sich selbst an den Fastentagen in Hinsicht des Fleischessens von den Geboten ihrer Kirche dispensirten. Jetzt waren sie treue Unterthanen dieses Königs, der sein Wort: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden" zur Wahrheit machte. Während dieses Aufenthalts des Königs sollten sie Gelegenheit haben, ihm ihre Treue zu beweisen.

Eines Tages hielt der König, wie er schon öfter gethan hatte, ohne Posten ausgestellt zu haben, in einer Gartenlaube Mittagstafel. Schon hatte der Abt eine Batterie geleerter Champagnerflaschen aufgepflanzt und war eben im Begriff, die letzte knallen zu lassen, als ein keuchender Pater herbeistürzte und mit Angstgeschrei rief: „Die Feinde, Croaten, Panduren, Husaren!"

Der König so wenig als der Abt verloren nur auf einen Augenblick die Geistesgegenwart.

„Man läute schnell zur Vesper!" rief der Abt einem der Brüder zu, warf dem Könige schnell eine Mönchskutte mit der Kapuze über den Kopf und führte ihn so verkleidet eiligst durch die Hinterthür der Sacristei in die Kirche, wo schon die ganze Brüderschaft versammelt war.

Die Croaten hatten alle Ausgänge des Klosters besetzt und drangen jetzt in die Kirche, um von dem Abt und den Mönchen zu erfahren, wohin sich der König geflüchtet habe. Hier aber wurden sie mit Gesang und

Orgelton empfangen. Das „Dominus vobiscum“ ertönte in frommer erbaulicher Weise, und die wilden, aber bigotten Croaten wurden mit den geschwungenen Weihrauchgefäßen der rothgekleideten Chorknaben und den Weihwedeln so vollständig bedacht, daß sie auf ihre Knie sanken, ein Paternoster beteten, sich kreuzigten und segneten und nicht weiter daran dachten, die heilige Handlung mit weltlichen Erkundigungen zu unterbrechen.

Zum Glück war der eine Adjutant des Königs, mit kühner Geistesgegenwart am Weingeländer emporklimmend, über die Gartenmauer entkommen, während der andere Adjutant von den Croaten gefangen fortgeführt wurde. Jener war der Cornet Friedrich von der Trenck. Schüsse knallten hinter ihm her und Kugeln pfiffen ihm um die Ohren; aber sein Glücksstern, oder vielmehr der des Königs rettete ihn und dadurch auch den König. Trenck sah sich auf freiem Felde, überall von umherschwärmenden Panduren und Husaren umgeben. Einer der Letzteren sprengte auf den preußischen Flüchtling zu und wollte ihn niederhauen; aber Trenck hatte mit seiner Geistesgegenwart nicht vergessen, auf der Flucht Säbel und Pistolen mitzunehmen, die in der Laube auf einem Nebentisch lagen. Zum Glück waren die letzteren geladen und es gelang ihm mit sicherem Schuß den Husaren vom Pferde herunterzuschießen, und blitzschnell ergriff er die Zügel desselben und schwang sich hinauf. Jetzt kamen

...gesprengt. Er jagte davon; doch
...dlichen Reiter ein wahres
... hatten, wendete
e...
...r ihm am nächsten
...eiten empfing er mi...
... des Pferdes, so daß
...nach, und nun jagte e...
...wußte, daß preußische Piket...
...rei, und der Ruf: „die Preußen
den Gottesdienst und rettete den

...n eilten zu ihren Pferden. Nur wenige
...t, die andern fielen dem Damals sch...
General Ziethen in die Hände. Der sogleich
herbeigekommen war, als er durch eine Bed...
...tets Nachricht von dem Ueberfall
...angen hatte.

Bis dahin hatte der König mit seinem von Kam...
von Trenck seit dem Vorfall von Potsdam Adjuta...
gesprochen. Jetzt aber sagte er ihm im kein ...
einer Musterung nach dieser Affaire: Vorbeireiten
Ihm. Ich werde es Ihm gutschreiben! „Das war brav

In der Kirche zu Kamenz ist dieser
folgender Inschrift gedacht: „Hier stand Begebenhei...
drich II., König von Preußen, verkleidet und sang
Chorkleide, im Jahre 1745 mit dem im Cister...
Abt Tobia...

den Geistlichen Metten, während dem die feindlichen Croaten ihn in hiesiger Kirche suchten und nur einen seiner Adjutanten fanden, den sie gefangen fortführten."

Der König vergaß dem Abt und dem Kloster seine Rettung nie und versorgte nach beendigtem Kriege die Kirche mit reichen Meßgewändern und Küche und Keller des Klosters mit reichlichen Spenden.

2.

Die Gelegenheit, dem jungen Trenck seine That gut zu schreiben, sollte sich bald finden.

Friedrich von der Trenck war, wie die meisten der jungen Officiere, ein leidenschaftlicher Liebhaber von der Jagd. Der König hatte es aber wegen der das Lager umstreifenden Croaten und Panduren auf das Schärfste verboten, sich vom Corps zu entfernen. Doch die Umgegend war reich an wilden böhmischen Fasanen. Die Versuchung war zu groß für einen so feurigen Unternehmungsgeist eines neunzehnjährigen Cornet, um lange widerstehen zu können. Endlich, nach mehrtägigen, vergeblichen Versuchen, seine Jagdpassion zu bekämpfen, sah er im Traum Hunderte und Tausende von diesem köstlichen Geflügel um sich herlaufen und aufblustern, und glaubte schon das Knallen zu hören, da erwachte er, aller Jubel war Dunst. Das war nicht länger auszuhalten. Er sprang auf, als es noch dunkel war und weckte seinen

Kerl, wie man den Officierburschen damals nannte, ließ sich einen Jagdrock bringen, einen Engländer satteln, brachte sein Jagdgeräth in Ordnung und ritt noch vor Tages Anbruch aus dem Kloster. Da er die Parole kannte, so ließen ihn die Schildwachen überall passiren. Schon war er weit hinaus über die Cantonnements der preußischen Armee, da ging mit einem flammenden Streif am Horizont die Sonne auf, die Nebel wichen und schienen nur noch Wiesen und Niederungen in weiße Seen zu verwandeln; die gelben Stoppelfelder, hier und da mit Gebüsch durchzogen, hoben sich aus dem weiten Nebelmeer empor; glühend roth und riesengroß tauchte der Sonnenball empor und schoß seine Strahlen nach allen Seiten hinaus über die Fluren dahin, wo diamantene Thautropfen an jedem Grashalm hingen: da plötzlich blusterte es auf mit Geräusch, horch! dahin lief es und dorthin, Trenck war im Moment fertig zum Schuß. Er ließ dem trefflich abgerichteten Jagdklepper den Zügel auf den Hals fallen und schoß. Der Fasan fiel. Da wieder ein Schuß und die zweite Jagdbeute fiel. Dann wieder und wieder Schuß auf Schuß. Caro, der schöne braune Hühnerhund mit dem langen zottigen Behänge und wedelnder Fahne, hatte genug zu thun mit Apportiren der Jagdbeute, und der Bursche des jungen Cornet, der mit seinem Herrn geritten war, mit Laden der Doppelgewehre.

Das war eine Freude und Lust! Die Stunden vergingen wie Minuten; beide Pferde waren bald mit Jagdbeute beladen. Trenck war ein trefflicher Pistolenschütz. Bald genügte ihm nicht mehr das Schießen mit dem Jagdgewehre. Er fand ein neues Vergnügen daran, die Fasanen mit Pistolenschüssen zu erlegen. Endlich war auch die letzte Munition verschossen und der passionirte Jäger sah jetzt mit Schrecken, daß die Sonne bedeutend hoch am Himmel stand, und dachte nicht ohne Besorgniß an die Rückkehr ins Lager.

Mit Fasanen beladen, von seinem Diener gefolgt, traf er im Kloster wieder ein. Aber nicht gering war sein Schreck, als er das Kloster und das Lager von den Truppen verlassen fand. Der König hatte plötzlich Marschordre gegeben, und die Armee war mit Anbruch des Tages ausmarschirt.

Trenck wußte, was er zu erwarten hatte. Noch dazu war der Commandirende dieser Escadron seit einiger Zeit sehr ungünstig gegen ihn gestimmt. Es ließ sich daher nicht bezweifeln, daß dieser seine Insubordination bereits dem Könige gemeldet haben werde. Dabei waren seine Pferde sehr ermüdet. Seine Leute hatten sich mit den Handpferden der Escadron angeschlossen. Zum Glück war noch eine kleine Besatzung im Kloster zurückgelassen. Diese commandirte ein Husarenofficier, der ihm befreundet war und ihm einen seiner besten Ren-

ner lieh. Sogleich jagte Trenck der Armee nach. So kam er auf dem Marsch zu seiner Escadron, die allezeit den Vortrab zu bilden hatte. Sogleich bestieg er eins seiner Pferde und setzte sich zitternd an die Spitze des ersten Zuges, den er zu führen hatte.

Der König ritt in der Nähe, sah sich aber nach dem unglücklichen Fasanenjäger nicht weiter um. Eben wollten die Truppen in das Lager einrücken, schon hoffte Trenck, daß seine Abwesenheit doch wohl unbemerkt geblieben sein könne: da hielt der König, um die Truppen an sich vorbei defiliren zu lassen. Sein scharfes Auge erblickte Trenck und winkte ihn zu sich.

Der König sah seine Verwirrung, lächelte und fragte: „War Er schon wieder auf der Jagd?"

„Ja, Ew. Majestät, ich bitte ...."

Der König ließ ihn nicht ausreden, sondern sagte mit väterlicher Güte im Ton: „Dieses Mal hat Er's noch zu Gute wegen Potsdam, — nehme Er sich aber künftig in Acht und denke Er besser an Seine Schuldigkeit!"

Damit war Alles vorbei, wieder ein Wort der Gnade, wo der junge Trenck fühlte, daß er Cassation verdient habe.

Selbst in diesem kleinen Zuge lag ein Beweis von Seelengröße dieses Königs. Trenck wußte recht gut, was er damit hatte sagen wollen, nichts Anderes als: ich habe

Ihm in Potsdam zu viel gethan, für ein geringes Vergehen zu schwer bestraft; nehme er meine heutige Nachsicht als Genugthuung!

Trenck fühlte sich durch diesen Gedanken wie neu belebt und erhoben. Mit einem wahren Fanatismus von Diensteifer verrichtete er seinen Dienst. Dieser aber war nicht leicht. Der Feldzug verfloß unter fast beständigen Manövern und Märschen, wobei die Garde du Corps die Ruhelosesten und Bewegtesten dabei waren, weil die Garde, die bei dem Zelte des Königs und in der Mitte beider Treffen campirte, auf dem Marsch allezeit die Avantgarde zu machen hatte. Deshalb mußten die Garde du Corps schon zwei Stunden früher aufstehen als die übrigen, um zeitig genug den Vortrab bilden zu können. Dann mußten sie bei allen Recognoscirungen des Königs gegenwärtig sein, zuweilen auch Lager abstecken, Pferdetränken aufsuchen, und einer der Officiere hatte stets bei der Inspection im Hauptquartier auf Ordonnanz bei dem Könige zu sein.

Dieses bewegte Leben gestattete selten einige Stunden Ruhe. Nur die Kräftigkeit einer gesunden Jugend konnte diese maßlosen Strapazen ertragen. Diese trafen den Einzelnen um so mehr, als für diese vielen außerordentlichen Dienstleistungen nur sechs Officiere bestimmt waren.

Ueberdem trafen sie noch viele Courierritte. Auch

hatten sie öfter mündliche wichtige Befehle des Königs, im Adjutantendienst, an die Commandeurs der verschiedenen Truppentheile zu überbringen. Der König sagte darüber: „Ich betrachte meine Gardeofficiers als die Pflanzschule der wahren Militärtaktik und erhalte sie gehörig in Athem, damit sie keine Schlafmützen werden. Ja, ja,“ fügte er hinzu, „in meiner Schule muß man Viel durchmachen, um Viel zu lernen. Arbeit, Wachsamkeit und Unruhe, erhabener Ehrgeiz, Nacheiferung und Vaterlandsliebe, das sind die Elemente, aus welchen ich unter meinen Augen die Befehlshaber für mein Kriegsheer erziehe.“

3.

Der König hatte den Einmarsch eines sächsischen Heeres nach Schlesien und dessen Vereinigung mit dem österreichischen nicht zu hindern vermocht. Die Entscheidung der Frage: „Wer soll Herr in Schlesien bleiben?“ mußte noch einmal auf die Spitze von Waffenglück und Tapferkeit gestellt werden.

Aber es war nicht allein die ungeheuere Ueberzahl der feindlichen Truppen, 80,000 Mann gegen 22,000, welche die Lage des preußischen Heeres bedenklich machte, sondern auch ein höchst ungünstiger strategischer Zwischenfall.

Im April des Jahres 1745 cantonnirte die königliche Hauptarmee im Süden Schlesiens in der Gegend

Ihm in Potsdam zu viel gethan, für ein geringes Vergehen zu schwer bestraft; nehme er meine heutige Nachsicht als Genugthuung!

Trenck fühlte sich durch diesen Gedanken wie neu belebt und erhoben. Mit einem wahren Fanatismus von Diensteifer verrichtete er seinen Dienst. Dieser aber war nicht leicht. Der Feldzug verfloß unter fast beständigen Manövern und Märschen, wobei die Garde du Corps die Ruhelosesten und Bewegtesten dabei waren, weil die Garde, die bei dem Zelte des Königs und in der Mitte beider Treffen campirte, auf dem Marsch allezeit die Avantgarde zu machen hatte. Deshalb mußten die Garde du Corps schon zwei Stunden früher aufstehen als die übrigen, um zeitig genug den Vortrab bilden zu können. Dann mußten sie bei allen Recognoscirungen des Königs gegenwärtig sein, zuweilen auch Lager abstecken, Pferdetränken aufsuchen, und einer der Officiere hatte stets bei der Inspection im Hauptquartier auf Ordonnanz bei dem Könige zu sein.

Dieses bewegte Leben gestattete selten einige Stunden Ruhe. Nur die Kräftigkeit einer gesunden Jugend konnte diese maßlosen Strapazen ertragen. Diese trafen den Einzelnen um so mehr, als für diese vielen außerordentlichen Dienstleistungen nur sechs Officiere bestimmt waren.

Ueberdem trafen sie noch viele Courierritte. Auch

hatten sie öfter mündliche wichtige Befehle des Königs, im Adjutantendienst, an die Commandeurs der verschiedenen Truppentheile zu überbringen. Der König sagte darüber: „Ich betrachte meine Gardeofficiers als die Pflanzschule der wahren Militärtaktik und erhalte sie gehörig in Athem, damit sie keine Schlafmützen werden. Ja, ja," fügte er hinzu, „in meiner Schule muß man Viel durchmachen, um Viel zu lernen. Arbeit, Wachsamkeit und Unruhe, erhabener Ehrgeiz, Nacheiferung und Vaterlandsliebe, das sind die Elemente, aus welchen ich unter meinen Augen die Befehlshaber für mein Kriegsheer erziehe."

3.

Der König hatte den Einmarsch eines sächsischen Heeres nach Schlesien und dessen Vereinigung mit dem österreichischen nicht zu hindern vermocht. Die Entscheidung der Frage: „Wer soll Herr in Schlesien bleiben?" mußte noch einmal auf die Spitze von Waffenglück und Tapferkeit gestellt werden.

Aber es war nicht allein die ungeheuere Ueberzahl der feindlichen Truppen, 80,000 Mann gegen 22,000, welche die Lage des preußischen Heeres bedenklich machte, sondern auch ein höchst ungünstiger strategischer Zwischenfall.

Im April des Jahres 1745 cantonnirte die königliche Hauptarmee im Süden Schlesiens in der Gegend

Königs dem Husarengeneral, der damals 46 Jahr alt, in seinem kräftigsten Lebensalter und im Anfange seiner ruhmvollen Heldenbahn stand, zu überbringen.

Da stand er nun inmitten seines Zeltes, der kleine hagere Mann mit dem feinen und schmächtigen Körperbau, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, im scharlachrothen Dolman mit weißen Schnuren quer über die Brust, hinter denen eine daumbreite weiße Borte läuft, die Aermelaufschläge und Kragen am Dolman waren blau, mit weißen Schnuren eingefaßt. Wahrlich, hätte er nicht den ausdrucksvollen Kopf mit den früh schon gefurchten Gesichtszügen gehabt, diese zurückgelehnte Stirn und die großen blauen Augen, die so feurig im Blick waren, überhaupt diese markige Energie und den Ausdruck von festem Willen in seinem ganzen imponirenden Wesen, so würde es schwer gehalten haben, in dieser Gestalt den gewaltigen Husarengeneral zu erkennen, der später durch die Liebe seiner Untergebenen den Beinamen erhielt: der große „Husarenkönig."

Schön war er nicht; die Nase gerade, mit etwas hinausgebogener Spitze, der große Mund mit aufgeworfenen Lippen, und im höhern Lebensalter die wie Säcke an beiden Seiten niederhängenden Wangen; aber seine ganze markige Erscheinung war ergreifend, es war unmöglich, seinem gebieterischen Willen, wo er sich einmal aussprach, zu widersprechen.

Aufmerksam las er des Königs verhängnißvolle Ordre. Dann noch einmal, um sich zu überzeugen, daß das Unglaubliche wahr sei.

„Wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme ....“ sprach er gedankenvoll der Ordre nach. „Also, der König kennt die Gefahr,“ fuhr er fort, „und giebt mein Regiment Preis! Indeß geschehen muß, was der König befiehlt. Ich werde mich den Befehlen des Königs nicht entziehen; aber anders muß ich es machen.“

„Doch wie?“ fuhr er im halblauten Selbstgespräch fort, während Trenck noch immer in dienstlicher Haltung stand, um das Weitere zu erwarten. „Zwei Tagereisen weit durch vierzigtausend Feinde und darüber, soll ein kleines Regiment den Weg behaupten! Wie mag das ohne Wunder geschehen? Was hilft es auch,“ schloß er, „daß ich dem Markgrafen die Meldung mache? Wer mit dem Leben davonkommt, kann nur ein Feiger und Verräther sein, auf den ist schlecht Verlaß.“

Die ganze Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit der Ausführung lag vor seinen Blicken.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. So klein der Umstand war, so hoffte er doch große Erfolge daran zu knüpfen.

„Ich habe es!“ rief er, „melden Sie dem Könige, der Ziethen würde die Botschaft sicher überbringen.

Trenck zögerte noch etwas, ehe er abging.

Leben zu schonen, aber wie konnte er an diese furchtsame Liebesbeschwörung denken, während flammender Muth in seinen Adern tobte und das ferne Schießen immer heftiger wurde?

Da traten einige Officiere an den General Ziethen und fragten dringend, aber bescheiden, doch im festen Ton des entschlossenen Muthes, ob er nicht der Besatzung von Neustadt zu Hülfe kommen wollte? Man wußte nämlich, daß dort eine schwache preußische Besatzung lag, um einige Bagage zu decken, die zum Lager des Markgrafen Karl gehörte.

„Meine Herren," antwortete der Husarengeneral, „der Feind darf nicht erfahren, daß wir im Anmarsch sind. Mit Gewalt richten wir dieses Mal nichts aus. Die Besatzung von Neustadt besteht aus braven Leuten, die werden sich ihrer Haut schon wehren."

Allmälig hörte das Feuer auf und Ziethen rückte aus dem Walde vor auf Neustadt zu. Die Besatzung dort hatte sich tapfer gehalten. Die Feinde waren abmarschirt und Ziethen konnte unbemerkt in die Stadt einrücken, nachdem er sich und seine Leute als Preußen zu erkennen gegeben hatte.

Nachdem Leute und Pferde gehörig verpflegt waren, stieg Ziethen am folgenden Morgen mit dem Anbruch des Tages auf den Kirchthurm und überblickte die weite ebene Umgegend. Da sah er, wie zwei österreichische Colonnen,

die vergebens versucht hatten, die Preußen in Neustadt zu überrumpeln, und die Nacht im Freien campirt hatten, jetzt in zwei langen Colonnen dem österreichischen Lager wieder zuzogen.

„Alles ist günstig!“ rief er aus, „nun schnell ans Werk.“

Er ließ sogleich aufsitzen und schlug dieselbe Straße ein, welche die Oesterreicher genommen hatten.

Immer unbegreiflicher wurde seine Führung den Officieren seines Regiments, die seine Disposition nicht kannten. Hätten sie nicht ein so unbegrenztes Vertrauen in Vater Ziethen gesetzt, sie würden ihm schwerlich so im blinden Gehorsam gefolgt sein, denn ganz sorglos und unbefangen, wie im tiefsten Frieden, ritten seine Husaren daher, nicht Avantgarde, nicht Seitenpatrouille; schwadronenweise marschirten sie in vier, in zwei, in einzelnen ganzen und halben Zügen. Keiner durfte den Säbel in die Faust nehmen. Die schärfsten Befehle waren ergangen, daß Niemand bei irgend einer Veranlassung abfeuern durfte. Immer räthselhafter wurde diese unbegreifliche Sorglosigkeit des sonst so vorsichtigen Generals selbst den einzelnen Husaren.

Hier und dort mußten einige geborene Ungarn, die bei dem Regiment standen, vorausreiten und die österreichischen Feldwachen bei den Dörfern und die einzelnen Posten in ihrer Sprache freundlich begrüßen. Jetzt fin-

gen Officiere und Husaren an zu begreifen, worauf es eigentlich ankam, und lachten ins Fäustchen, wenn sich wieder eine österreichische Vedette hatte anführen lassen.

So ging der Zug unter dem Anschein der größten Ruhe und Sicherheit hinter den Feinden her und mitten durch sie hin. Ein österreichisches Dragonerregiment stieß auf das Regiment Ziethen. Wie klopften den Preußen die muthigen Herzen! wie gern hätten sie augenblicklich eingehauen. Aber die Oesterreicher ritten kameradschaftlich grüßend freundlich vorüber. Die Ungarn im preußischen Heer, meistens österreichische Ueberläufer, riefen ihnen ihren Landesgruß zu, und keine Ahnung entstand, daß in den blauen Pelzen Preußen steckten.

Nachmittags zwischen drei und vier Uhr kam Ziethen mit seinen Husaren auf eine Anhöhe. Es war ein schöner sonnenheller Maitag. Er übersah von dieser Höhe aus das ganze österreichische Lager. Links im Thale von Leobschütz lag die Hauptmasse des Heeres. Rechts waren Croatenschwärme über das ganze Feld zerstreut. Ziethen ließ unbemerkt die Schwadronen näher an einander rücken, damit sie sich im Nothfalle durchschlagen könnten. Der Moment der Entscheidung rückte immer näher.

Ein österreichischer Oberst, der das stattliche Regiment auf der Höhe halten sah, ritt an Ziethen heran, wünschte ihm freundlich grüßend einen guten Tag und

sprach: „Ich bin erfreut, Herr Kamerad, Sie so wohl zu sehen. Mein Regiment wird auch bald nachkommen!“

Wie mag er erschrocken gewesen sein, als Ziethen ganz trocken entgegnete: „Mein Herr, Sie befinden sich im Irrthum. Wir sind Preußen und ich heiße Ziethen. Sie sind mein Gefangener!“

Der Jubel der Leute wollte sich kaum dämpfen lassen. Völlig betroffen und verblüfft mußte der Obrist seinen Degen abgeben. Ziethen gab ihn zurück; aber der Oesterreicher mußte, zwischen zwei Husaren reitend, den Weg als Gefangener mitmachen.

Noch ging es eine Strecke in derselben Richtung weiter. Da aber schwenkte das österreichische Dragonerregiment, dem Ziethen so lange gefolgt war, links zum Lager ein und Ziethen's Weg führte gerade aus. Diese Richtung der Husaren mit den blauen Pelzen mußte auffallen. Schon am nächsten österreichischen Posten wurden sie erkannt. Sogleich wurde Lärm geschlagen. Durch das ganze feindliche Lager ging der Ruf: „Ziethen, Preußen!“

Aber die muntern Husaren hielten sich nicht auf. Mit bis dahin geschonten Pferden ging es nun rasch im Trabe vorbei. Die Oesterreicher geriethen in furchtbare Bestürzung. Sie konnten sich nicht denken, daß ein einzelnes Regiment so kühn sein werde, sich in ihre Mitte zu wagen; sie glaubten sich im ersten Augenblick von der

ganzen preußischen Armee überfallen. Erst als sie sich vom Gegentheil überzeugten, gelang es ihnen, sich zu ordnen und nachzusetzen. Aber zum Einholen war es zu spät, denn Ziethen mit den Seinigen hatte schon einen bedeutenden Vorsprung. Als die österreichischen Regimenter sich zur Verfolgung in Carriere setzten, ließen auch die Preußen ihren Pferden die Zügel schießen, und nur wenige Nachzügler, die etwa marode Pferde hatten, wurden eingeholt und gefangen oder niedergehauen.

Bald war Ziethen mit den Seinigen in Jägerndorf. Dort waren Freude und Bewunderung groß.

Ziethen meldete dem Markgrafen Karl persönlich die Befehle des Königs. Er war nicht als Versprengter, nicht als Letzter seines Regiments mit dieser Ordre eingetroffen, sondern mit dem ganzen Regiment.

5.

Sobald der Markgraf von Brandenburg vom Willen des Königs unterrichtet war, säumte er keinen Augenblick, sich zur Ausführung dieser Befehle zu rüsten. Er brach von Jägerndorf auf und führte sein Corps unter geringem Widerstande der durch Ziethen's kühnen Zug entmuthigten Oesterreicher nach Frankenstein. Mit diesem Zuge traf auch Ziethen und sein Regiment zu Ende des Mai, nach einer vierzehntägigen Abwesenheit, bei dem Könige wieder ein.

Mit dieser vereinigten Macht säumte nun König Friedrich II. nicht länger, den entscheidenden Schlag gegen seine Feinde zu führen. Um des Erfolgs desto gewisser zu sein, suchte er die Oesterreicher in Sorglosigkeit einzuschläfern. Er that, als ob er sich furchtsam zurückzöge und eine Schlacht vermeiden wolle; setzte sich indeß in einem Lager zwischen Schweidnitz und Striegau fest. Hier, rings durch Gebirge gedeckt, wollte er über die sorglos heranrückenden Feinde herfallen.

Es war den 4. Juni des Jahres 1745, als König Friedrich um zwei Uhr früh Morgens im Lager bei Striegau vor seinem Zelte die Generale und Obristen seines Heeres versammelt hatte. Man sah dort viele berühmte Namen, den tapfern Ziethen, den kühnen und klugen Schwerin, den alten Dessauer, diese Kraft- und Kernsoldaten aus Friedrich Wilhelm's I. Schule und viele Andere noch. Trenck stand zur Seite, mit der Brieftafel in der Hand, um die Ordre des Königs zu notiren.

In derselben nächtlichen Zeit hielt die österreichische und sächsische Generalität eine Stunde davon entfernt, ominös genug, unter dem Galgen von Hohenfriedberg ihren Kriegsrath.

Im preußischen Lager ertheilte der König nach kurzen und kräftigen Einleitungsworten seine Befehle.

Kurz und energisch lautete der Befehl des Königs.

„Die Reiterei,“ sprach er zu den versammelten Ge-

neralen, „fällt den Feind ungestüm an, mit dem Säbel in der Faust. Sie macht in der Hitze des Gefechts keine Gefangene und richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesicht. Das Fußvolk rückt im Sturmschritt gegen den Feind an, wenn die Umstände es nur irgend erlauben, dringt es mit gefälltem Bajonnet auf ihn ein; muß gefeuert werden, so geschieht es erst in einer Nähe von 150 Schritt."

Die schöne kriegsgeübte Escadron Garde du Corps stand auf dem rechten Flügel der preußischen Schlachtlinie. Ehe der Angriff begann, rief der König diesem ausgezeichneten Corps zu: „Kinder, zeigt heute, daß Ihr meine Garde du Corps seid und gebt mir keinem Sachsen Pardon!"

Der König hatte seine Disposition trefflich getroffen.

Die Anordnungen des Königs wurden pünktlich befolgt. Die Sachsen, welche auf dem linken Flügel der österreichischen Armee standen, und Striegau besetzen sollten, wurden von der hervorbrechenden preußischen Reiterei in die Pfanne gehauen, wodurch die österreichische Armee in Unordnung gerieth und gänzlich vernichtet wurde.

Es war dieses das erste Mal, daß die preußische Cavalerie sich auszeichnete und unter Ziethen und ~~Schweid~~-litz den Ruhm gewann, den sie später im siebenjährigen Kriege so tapfer behauptete.

Die Garde du Corps hatte drei Attaken im Carriere auf die feindliche Cavalerie gemacht und zweimal

auf die Infanterie eingehauen. Nichts widerstand dieser Escadron, die in Hinsicht der Schönheit der Pferde, des Muthes und der Gewandtheit der Leute, des Ehrgeizes und der Tüchtigkeit der Officiere die Ersten auf der Welt waren.

Der Cornet von der Trenck an der Spitze seiner Escadron bekam schon bei der ersten Attake einen Schuß durch die rechte Hand. Er konnte den Säbel nicht mehr schwingen; aber er gab seinen Posten nicht auf und führte seine Leute, durch Zuruf und Beispiel ihren Muth erhöhend, immer wieder von Neuem ins Feuer. Sein Pferd wurde stark blessirt, und bei der dritten Attake mußte ihm sein Reitknecht ein anderes geben.

Der Erfolg dieses Tages war ein glänzender Sieg für die Preußen. Die Feinde hatten 9000 Todte und Verwundete, verloren 7000 Gefangene, darunter vier Generale und 200 Officiere, 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken und 60 Kanonen. Das Dragonerregiment Baireuth, geführt von dem Obersten ~~Otto von Schwerin~~ v. Geßler., schlug allein schon 20 Bataillone Oesterreicher in die Flucht und machte 4000 Mann Gefangene. Der König ertheilte diesem Regiment ein Ehrendiplom und flammende Granaten auf den Patronentaschen. Der Oberst ~~Otto von Schwerin~~ wurde in den Grafenstand und zum Generalmajor erhoben und erhielt, wie auch der Major Chazet, im Wappenschilde die Buchstaben

H. F. (Hohenfriedberg) mit der Zahl 66 von Standarten umgeben, an die Zahl der eroberten Fahnen erinnernd. Auch General von Geßler wurde gegraft und in seinem Schlachtbericht dankte Friedrich den Officieren und Soldaten, und sagte am Schlusse desselben: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere.“

Wie groß und bescheiden Friedrich darüber dachte, wie wenig er sich wegen dieses Kriegsglücks überhob, beweist sein Brief, den er an seinen geliebten Lehrer Duhan schrieb, als Antwort auf dessen Glückwunsch.

Am 14. Juni antwortete ihm der König eigenhändig: „Sie sind Philosoph und wünschen mir Glück zu einer gewonnenen Schlacht? Daran erkenne ich Sie gar nicht. Ich glaubte, Sie seufzten blos über die Grausamkeit, die meine Feinde mich zwangen, an ihnen zu begehen. — Ich versichere Sie, daß ich sehr philosophisch denke, und daß mir beständig das wahre Wohl und Glück meines Volks, am Herzen liegt. So viele Menschen, die hundertmal größer sind als ich, haben größere und vollständigere Siege davongetragen, als der am 4. d. M. war. Flüchtiges, nur eine kurze Zeit währendes Glück muß einen denkenden Menschen nicht stolz machen.“

Mit der liebenswürdigsten Kindlichkeit, der Gesinnung und dem harmlosesten Humor schrieb dieser große Sieger,

Mensch und König an eine würdige alte Dame, die er nur seine liebe Mama nannte. Es war die bejahrte Witwe des Oberst Camas, die Oberhofmeisterin der Königin Mutter, die sich seiner schon wie er als Kronprinz durch die Härte seines königlichen Vaters viel zu leiden hatte, freundlich angenommen hatte. Mit ihr unterhielt er stets den freundschaftlichsten Briefwechsel und schrieb ihr gleich nach der Schlacht:

„Wir hatten dieses Mal mehr Glück als Verstand und wagen es kaum, vor einer so respectablen Gouvernante, wie Sie, zu erscheinen. Wenn alle Welt den Verstand auf dem Rücken trüge, wie Sie, liebe Mama, ihn unter Ihrer Frisur tragen, würde man in der Welt nicht so viel Thorheiten erleben. Ich bitte Sie, schicken Sie mir Ihre Weisheit mit dem ersten Courier, denn ich bedarf derselben in meiner Lage sehr. Wir sehen uns hier beinahe wie Blödsinnige an und versichere Sie, Sie würden Mitleid mit der lächerlichen Figur haben, welche zwei große Armeen einander gegenüber spielen. Wir andern Renommisten und Eisenfresser richten unsere Augen nach Berlin, wie die Juden nach Zion ..... Adieu, meine liebe Mama, erhalten Sie uns Allen eine Mutter, von welcher Sie wissen, wie sehr wir sie verehren und wenn Sie, während Ihre Papageien schweigen, die Akademie ruhet, Ihre Hunde schlafen, — stricken, dann lassen Sie Ihren Freunden einige verlorene Gedanken zukommen.“

6.

Am Tage nach der Bataille erhielten alle Officiere den Orden pour le mérite, der junge Trenck aber mußte vier Wochen seinen schrecklichen Aufenthalt unter den Blessirten in Schweidnitz nehmen, wo gegen 16,000 Menschen unter den Händen zum Theil ungeschickter Feldscherer auf der Folterbank gemartert wurden und viele derselben erst am dritten Tage den ersten Verband erhielten.

Seine Hand konnte zwar der Cornet von der Trenck drei Monat hindurch nicht gebrauchen, jedoch kehrte er nach Verlauf von elf Wochen zu seiner Escadron zurück, und that bei jeder Gelegenheit mit regem Diensteifer bei dem Monarchen seine Schuldigkeit. Als Adjutant war er bei jeder Recognoscirung des Königs mit zugegen. Des Königs besondere Gnade und dessen Vertrauen zu dem jungen Mann schien alle Tage noch im Zunehmen zu sein und sein Enthusiasmus für den König stieg fast bis zur Ausschweifung.

Ueberhaupt hatte Trenck seit dem Vorfall nach der Jagd keine Ungnade mehr am Könige bemerkt. Nur zuweilen bei der Mittagstafel, wo alle Garde du Corps-Officiere mit dem Könige speisten, ließ er bei guter Laune feine Sticheleien fallen auf Jagdliebhaber und junge Brauseköpfe, die bei jeder Gelegenheit aufwallen und gleich mit dem Degen fertig sind.

7.

Nach der Niederlage bei Hohenfriedberg konnten die Oesterreicher sich nicht länger auf preußischem Boden halten. Sie zogen sich nach Böhmen zurück. Der König zog nach und schlug sein Lager ganz in ihrer Nähe auf.

Es kam während dieser Zeit zu keinem kriegerischen Ereignisse. Man wartete wieder einmal den Ausgang diplomatischer Unterhandlungen ab, die unterdessen angeknüpft waren.

Aber Maria Theresia hatte neuen Muth gewonnen. Da ihr Gemahl, der Großherzog Leopold von Toscana, im September dieses Jahres unter dem Namen Franz I. nach Kaiser Karl's VII. Tode zum deutschen Kaiser gewählt war, so sprach sie endlich: „Lieber wollte ich meinen Unterrock verlieren, als Schlesien“ und gab Befehle, den Krieg mit allem Nachdruck gegen den „bösen Mann,“ wie sie ihren großen Gegner nannte, fortzusetzen. So kam es am 30. September zu der merkwürdigen Bataille bei Sorr oder Sorau, die der König annahm, obgleich der Feind die dreifache Uebermacht hatte.

König Friedrich hatte während der Unthätigkeit des österreichischen Heeres seine Armee durch bedeutende Detaschirungen nach Sachsen, auch hin und wieder nach Schlesien und Böhmen so geschwächt, daß er nur **26,000 M.** bei seiner Hauptarmee hatte.

Selbst sein tapferer Degen, der Husarengeneral von Ziethen, stand damals mit seinen braven Husaren entfernt von der Gegend von Sorau an der böhmisch-schlesischen Grenze, wo ein bedeutendes Corps zur Deckung der Zufuhr aufgestellt war, die fortwährend aus Schlesien nach Böhmen an das preußische Heer geliefert werden mußte.

Prinz Karl, der das österreichische Heer befehligte, hatte trotz der schlimmen Erfahrung bei Hohenfriedberg noch nicht gelernt, daß es bei einem Heere auch andere Kräfte gebe, als die Zahl. Er verließ sich auf seine Macht von 86,000 Mann, und dachte den kleinen Haufen der brandenburgischen Regimenter zu überfallen und gefangen zu nehmen.

König Friedrich aber hatte seine wohlbezahlten Spione überall im feindlichen Lager. So erhielt er beim Anbruch der Nacht auf den 30. September den feindlichen Plan, der auf eine völlige Ueberrumpelung der vermeintlich in Sicherheit eingewiegten Preußen abgesehen war. Wenigstens trat er um Mitternacht persönlich in das Zelt, worin der junge Trenck noch im ersten festen Schlaf einer gesunden Jugendkraft lag. Er weckte sogleich alle dort schlafenden Garde du Corps-Officiere und befahl im ruhigen Tone, daß sie augenblicklich in aller Stille satteln und alle Bagage zurücklassen sollten, um sich bei dem ersten Wink zur Bataille zu richten.

Das geschah schnell und still. Indeß blieben nach

dem Willen des Königs alle Pferde an ihren Plätzen stehen und die Mannschaften zum Aufsitzen fertig blieben in den Zelten.

Nach diesen Anordnungen befahl der König dem Cornet von der Trenck und dem Lieutenant von Pennewitz, mit ihm zu reiten. Und nun brachte der Monarch persönlich, so geräuschlos als möglich, seine Befehle durch die ganze Armee. So still gerüstet erwartete das Heer den blutigen Aufgang der Sonne mit der freudigen Kampflust braver Soldaten.

Gegen das Defilee im Gebirge, aus welchem, wie der König zum Voraus zu wissen schien, die Feinde hervorbrechen würden, ließ der König die achtundzwanzig Kanonen richten, welche er bei sich führte. Diese wurden bis zum entscheidenden Augenblick hinter einen kleinen Hügel versteckt. Wie genau er von dem österreichischen Plan unterrichtet war, ging auch schon daraus hervor, daß er alle Vorposten aus dem Gebirge zurückziehen ließ. So erreichte er seinen Zweck, den Feind glauben zu lassen, daß er die Preußen noch im frühsten Morgenschlaf überfallen werde und Alles wehrlos gefangen nehmen könne. Dadurch erreichte König Friedrich, daß der Feind sicher auf seinen Erfolg mit Unvorsichtigkeit vorrücke und um so leichter selbst überrascht und geschlagen werde.

Kaum brach der Tag an, so begann auch rings herum auf allen von den Oesterreichern in der Nacht be-

setzten Anhöhen das Musketenfeuer und beschoß das ganze in der Tiefe des Thals liegende Lager.

Gleichzeitig stürzte die feindliche Cavalerie wie ein brausender Strom sich durch das Defilee nach dem Lager zu. Doch im Augenblick standen die preußischen Regimenter in der vorher schon angeordnet gewesenen Schlachtordnung und in weniger als zehn Minuten sprengte die Cavalerie des Königs, die nur aus fünf Regimentern bestand, mit ihren wenigen Escadronen in einer trefflichen Carriere-Attake fest geschlossen dem Feinde entgegen.

Dieser hatte eben angefangen vor dem Defilee mit gewohnter Langsamkeit und Gravität sich zu formiren. Da sie keine Gegenwehr erwarteten, so mochten sie allerdings im höchsten Grade überrascht sein durch den unvermutheten Angriff. So war der Erfolg ein glänzender. Die preußische Cavalerie warf die feindlichen Bataillons in den bereits vollgepfropften Hohlweg des Defilee zurück. Sogleich war der König mit den achtundzwanzig Feldstücken bei der Hand und ließ mit Kartätschen in die über einander herstürzende Menschenmasse feuern. Niemand konnte ausweichen. Es entstand ein furchtbares Blutbad, und so war in einer halben Stunde der feindliche Plan vereitelt und die Bataille vollständig gewonnen.

Während dieses Angriffs aber war das von Truppen entblößte Lager dem Feinde Preis gegeben. Von der andern Seite her stürzten sich die leichten regellosen

Truppen von Radetzki und dem kaiserlichen Panduren-Oberst Trenck, welche die Preußen im Rücken angreifen sollten, auf das Lager. Ihre Raublust war stärker, als jede Disciplin. Sie beschäftigten sich mit Plündern der Bagage, anstatt vorzudringen, und durch Angriff in dem Rücken der königlichen Truppen wenigstens den Rückzug der Oesterreicher zu decken, wo nicht die Preußen zwischen zwei Feuer zu nehmen und aufzureiben.

Als man dem Könige meldete, daß die Panduren das Lager plünderten, sagte er: „Desto besser, so haben sie etwas zu thun und hindern mich in der Hauptsache nicht.“

Der Sieg war vollkommen, und die Oesterreicher mit ihrer an Zahl so überlegenen Heeresmacht mußten sich nach Böhmen zurückziehen. Doch hatten Officiere und Soldaten ihre ganze Bagage verloren, die sie auf Befehl des Königs im Lager hatten zurücklassen müssen. Besonders war das Zelt des Königs Gegenstand der Plünderung der Feinde gewesen. Sein silbernes Tafelgeschirr war verloren, woraus sich der König indeß wenig machte, da es leicht wieder angeschafft werden konnte. Unangenehmer war ihm schon die Vernichtung seiner Feldbibliothek durch diese ungarischen Vandalen, denn es wurde damit seine geistige Thätigkeit unterbrochen. Um diesem Bedürfniß so schnell als möglich abzuhelfen, schrieb er schon am zweiten October an seinen geliebten Lehrer

Duhan, daß er ihm so schnell wie möglich den Cicero, Horaz, Lucian, den Voltaire und Rousseau, Boileau und Gresset, Montesquieu's Lettres persannes, die Einleitung in die Weltgeschichte von Bossuet, die Memoiren von Fouquières und die Campagnes de Turenne besorgen möge.

So trefflich und correct König Friedrich seine Briefe und Abhandlungen in französischer Sprache schrieb, so naiv unorthographisch waren seine deutschen Briefe, die er an seinen vertrauten Kämmerer Findersdorff, der Krankheits halber in Berlin zurückgeblieben war, wörtlich schrieb: „Denke dihr, wie Mihr uns geschlagen haben, 18 gegen 50. Meine ganze Equipage zum Teufel. Annemarie ist thod gehauen, der Chanzion und die Biche (auch Windspiele) auch thod gehauen, Eichel, Müller und Lesser noch nicht aufgefunden. Wenn das Unglück eimah will, dann fällt es einem allemal auf den Hals. Der Köppen muß mihr 10,000 Thlr. schicken. Wehrstu hier gewesen, ich hätte gwiß nichts verlohren, aber du kennst den dummen Rietgen, der sich gar nicht zu helfen weiß und ich hatte so gefährliche Umstände auf den Hals, das ich unmöglich daran denken konnte. Nun ist die Campagne gewiß vorbei und ich werde sie endigen können, wenn es Mihr gefällt. Sei du nur geruhig; helfe der Himmel weiter. In solcher große Gefahr und Noth bin ich mein Lebstage nicht gewesen, als den 30sten und bin

doch herausgekommen. Gott bewahre dir. Mache doch meine Sachen alle in Berlin, wie ich sie haben will und werde gesund."

Finkersdorff besorgte Alles nach Wunsch; dafür gab ihm der König aus dem Lager bei Trautenau am 9ten October eigenhändige Nachricht. „Es hat," schrieb er, „bei Sorr schiefer gegangen als Niemalen und ich bin in der Suppe bis über die Ohren gewesen. Sistu Wohl, mihr thut keine Kugel was. Die Flöte von Quantz habe gekriegt, sie ist aber nicht recht guht; ich habe Quanzen eine in Verwahrung gegeben, die viel besser. Gieb sie mir, wenn ich hinkomme. Hier haben wihr noch alle Tage Bataille, dieses thut nichts.

„Wenn alles wird zu Grunde gehen,
Dann wird's mit uns am besten stehen."

Gleichzeitig schrieb er an seinen Minister von Podwils in französischer Sprache: „Lernen Sie von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem kommenden Unglück eine eherne Stirn entgegen setzen und schon während des Lebens auf Glück, Genuß und alle Täuschungen verzichten muß."

Wie zartfühlend König Friedrich war, beweiset unter Andern auch die Wehmuth, die er über den Verlust seines weißen Lieblingswindspiels, die Biche, empfand. Ihm war das Hündchen so theuer gewesen, weil er es auf dem

Schoße hatte, als er unter einer Brücke sich versteckt hatte, wie die Panduren ihn verfolgten und diese darüber hinwegjagten. Ein einziges lautes Bellen des Hundes würde ihn verrathen und in Gefangenschaft gebracht haben, aber Biche schwieg, als der König sie dazu ermahnte.

Nach und nach waren ihm alle durch die Plünderung seines Lagers veranlaßte Verluste wieder ersetzt worden; nur seine Lieblingshündin war in die rohen Hände der Croaten Nadasti's gefallen. Dieser hatte das zierliche Hündchen an seine Gemahlin nach Wien geschickt, welche zum Unglück für Friedrich's Liebhaberei an dem Thierchen einen solchen Wohlgefallen fand, daß sie es, trotz aller diplomatischen Verhandlungen und Verwendungen, selbst gegen die Wünsche ihres Gemahls, nicht wieder herausgeben wollte. Erst lange nach dem Frieden saß König Friedrich eines Morgens in seine Arbeiten vertieft am Schreibtische, da fühlte er von zwei zarten Pfötchen auf seine Schultern sich berührt, und da er nicht gleich darauf merkte, ungeduldig sich gekratzt. Und nun sieht er auf und erblickt plötzlich seine geliebte Biche. Und da war er außer sich vor Freuden und Thränen rannen ihm von den Wangen.

Ueber den Tod dieses kleinen Lieblings schrieb Friedrich später von Sanssouci aus an seinen vertrauten Kämmerer Findersdorff in seiner Weise: „Die arme Biche

muß schon thod bleiben, weil sie zehn Doctors hin curieret haben."

Und doch konnte derselbe so weich und zart fühlende König unbeschreiblich streng und hart sein, wo er es für seine höhere Pflicht hielt. Das sollte Friedrich von der Trenck bald nach der Schlacht von Sorr erfahren.



Sechstes Kapitel.

Correspondenz des preußischen Trenck mit dem österreichischen Trenck. — Intrigue von Jaschinsky. — Verhältnisse Trenck's. — Seine Verhaftung. — Abführung nach der Festung Glatz. — Ungnade desselben. — Gründe für das Verfahren des Königs und Trenck's Gedanken darüber. — Ein früheres Ereigniß. — Der Silberschatz im weißen Saale. — Prinzessin Amelie. — Fräulein von Hartenfeld. — Abenteuer im weißen Saale. — Mißverständniß. — Geistesgegenwart der Hartenfeld. — Geschichte der Hartenfeld. — Vermählung des Prinzen Wilhelm. — Strohkranzrede.

1.

Es knüpfen sich die Ereignisse, die von jetzt an den armen Trenck verfolgten, an eine frühere Geschichte, die wir hier mittheilen müssen.

Franz Freiherr von der Trenck, ein leiblicher Bruder des Vaters unsers jungen Cornet Friedrich von der Trenck, welcher die Panduren in kaiserlichen Diensten commandirte, war im Jahre 1743 in Baiern blessirt worden. Damals schrieb er an die Mutter des jungen Trenck, daß er ihren ältesten Sohn Friedrich zum Universalerben seines bedeutenden Vermögens eingesetzt habe. Und diesen

Brief schickte Trenck's Mutter damals ihrem Sohne nach Potsdam.

Der junge Cornet von der Trenck befand sich wohl in preußischen Diensten und wünschte deshalb keine Veränderung. Daher ließ er den Brief unbeantwortet.

Es war am 12. Februar, als der junge Trenck in Berlin bei dem Rittmeister von Jaschinsky, der Commandeur der Garde du Corps-Escadron war und in der Armee Obristenrang hatte, anwesend war. Mit ihm befand sich dort in Gesellschaft der Lieutenant von Studnitz und sein damaliger Zelt-Kamerad der Cornet von Wagnitz (später commandirender General der Hessen-Casselschen Cavalerie).

Bei dieser Gelegenheit fiel die Rede auf den österreichischen Trenck, und Jaschinsky fragte den preußischen jungen Trenck, ob er mit ihm verwandt sei.

Die Antwort war: „Allerdings! auch hat er mich zum Universalerben eingesetzt."

„Und was haben Sie ihm geantwortet?"

„Gar nichts," entgegnete Trenck.

„Ei der Teufel," rief Jaschinsky, und die ganze Gesellschaft stimmte ihm bei. „Sie sollten doch gegen einen so wichtigen Glücksfall weder gleichgültig noch undankbar sein. Wenigstens rathen wir Ihnen, zu danken, um sich die gute Gesinnung Ihres reichen Onkels für die Zukunft zu erhalten."

Sein Chef fügte noch hinzu: „Schreiben Sie ihm, er solle Ihnen gute ungarische Pferde zur Equipage schicken. Geben Sie mir den Brief: ich will ihn durch den sächsischen Legationsrath von Bossart bestellen lassen, doch nur unter der Bedingung, daß ich auch ein ungarisches Pferd erhalte.“

Trenck äußerte die Besorgniß, daß der König diese Correspondenz mit dem Feinde übel deuten könnte.

„Ei was!“ entgegnete Jaschinsky, „das ist keine Staats-, sondern eine Familiencorrespondenz. Die Verantwortung übernehme ich.“

Wer konnte es dem jungen Manne verdenken, daß er sich auf den Rath seines Vorgesetzten sogleich an den Schreibtisch setzte und in der Weise schrieb, wie ihm gerathen worden war.

Jaschinsky übernahm diesen Brief offen, versiegelte ihn selbst und hat ihn wirklich, wie er versicherte, zu Trenck's Unglück an die Adresse befördert. Darauf ereignete sich in der vorigen Campagne der bereits erzählte Vorfall, daß ihm von den Panduren Trenck's zwei Pferde genommen wurden und der König ihm einen schönen Engländer aus seinem Stall dafür schenkte: daß alsdann der österreichische Panduren-Oberst die Pferde seines Neffen zurückschickte, mit einem Handbillet, das so anfing: „Der österreichische Trenck hat keinen Krieg mit dem preußischen Trenck &c.“ Wir haben auch mitgetheilt, wie

empfindlich dem Könige dieser freundliche Verkehr seines Adjutanten mit dem österreichischen Panduren-Oberst war, indem er ihm das geschenkte Pferd aus seinem Marstall wieder abnahm, mit den Worten: „Dann braucht Er mein Pferd nicht weiter.“

Trenck mußte daraus erkennen, was er zu fürchten hatte, wenn der König erfuhr, daß er an den Panduren-Obrist selbst geschrieben habe. Doch seinen Rittmeister Jaschinsky zu bitten, über den Vorfall zu schweigen, wäre jetzt zu spät gewesen. Theils war die Sache schon im ganzen Lager bekannt geworden, theils war aber auch inzwischen Jaschinsky sein Feind geworden.

Jaschinsky war in der ganzen Armee bekannt als ein falscher, boshafter Mann. Er galt allgemein für einen Kundschafter und heimlichen Zuträger des Königs, bei dem er ungemein gut angeschrieben stand. Man wußte, daß es ihm auf die frechste und schändlichste Verleumdung nicht ankam, wenn er nur damit seine intriguanten Zwecke erreichen konnte. Trenck hatte in seiner offenen Arglosigkeit diesen boshaften Charakter viel zu spät erkannt, um sich gegen dessen Ränke sicher stellen zu können. Der König aber war noch viel später hinter seine Schliche gekommen, cassirte ihn deshalb und ließ ihn aus dem Lande jagen.

Jaschinsky hatte mehrere Gründe, gegen Trenck eine geheime Feindschaft zu hegen. Einmal war es der Neid,

indem er sah, daß sein Untergebener bei dem Könige hoch in Gnaden stand; dann hatte er einen Streit mit ihm gehabt, den ihm der litthauische Eisenkopf nicht vergeben konnte. In der ersten Campagne hatte der rohe Major Trenck's Packknecht geprügelt. Trenck nahm ihn in Schutz gegen seinen Vorgesetzten. Das brachte den Rittmeister in Harnisch. Es kam so weit, daß Beide die Pallasche gegen einander zogen. Es würde zum ernsthaften Rencontre gekommen sein, wäre der Obrist von Winterfeld nicht dazwischen gesprungen und hätte die Kämpfenden getrennt und zum Schein versöhnt. Aber der Litthauer konnte es ihm nie vergeben, seine Autorität so compromittirt zu haben. Aeußerlich schien er versöhnt zu sein, aber im Innern schwor er unversöhnliche Rache.

Dazu kam noch, daß er 400 Ducaten von Trenck geborgt hatte. Es giebt keine ärgern Feinde, als böse Schuldner. Er war nicht in der Lage, diese Schuld jemals wieder bezahlen zu können und dachte auch nicht daran; aber dennoch drückte ihn die Schuld. Er fühlte sich dadurch gegen Trenck zu Rücksichten verpflichtet, die ihm unangenehm waren.

2.

So war die Lage der Sache, als wenige Tage nach der Bataille von Sorau der gewöhnliche Feldpost-Briefträger in Trenck's Zelt trat und einen Brief überbrachte,

der von seinem Vetter, dem Panduren-Obrist, wie es schien, unterzeichnet und aus Essek datirt war.

Der Brief schien dictirt zu sein; denn er war nicht von Trenck's Hand, der überhaupt mit Schreiben sich wenig abgab, und lautete wie folgt:

„Aus dero Schreiben, de dato Berlin den 12. Februar ersehe ich, daß Sie gerne ungarische Pferde von mir haben möchten, um sich gegen meine Husaren und Panduren herum zu tummeln. Ich habe bereits in voriger Campagne mit Vergnügen erfahren, daß der preußische Trenck auch ein guter Soldat ist. Zur Bezeugung, daß ich Sie schätze, habe ich Ihnen Ihre von meinen Leuten erbeuteten Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungarische reiten, so nehmen Sie mir im nächsten Feldzuge die meinigen im offenen Felde ab; oder kommen Sie zu Ihrem Vetter, der Sie mit offenen Armen empfangen und als sein Sohn und Freund Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird ꝛc.“

Trenck befand sich in Preußen zu wohl, um irgend einen Werth auf diese Einladung zu legen. Sieben englische Pferde von ausgezeichneter Schönheit hatte er im Stalle, sechs Diener dazu, und bei dem Könige, der ihm im vorigen Winter allein 1500 Ducaten geschenkt hatte, stand er wieder in Gnaden, dazu hatte er die glänzendste Zukunft im Avancement vor Augen und in Berlin eine hohe Geliebte, die er um alle Schätze des Krösus willen

nicht aufgegeben haben würde und die ihn auf das Reichlichste mit Mitteln versah, ein glänzendes Leben zu führen. Kein Cornet auf der Welt konnte ein so glanzvolles Haus machen, keiner fand in seinen Verhältnissen mehr Befriedigung von Eitelkeit, Ehrsucht und Leidenschaft, wie Friedrich von Trenck. Was konnte so ein armseliger Pandurenobrist, und hätte er auch Berge von Gold besessen, ihm dagegen bieten. Ein einziger Sonnenblick der Gnade aus Friedrich's großen blauen Augen wog alle Lockungen österreichischer Politik hundertmal auf.

Trenck hatte kaum diesen Brief gelesen, als er in ein lautes Lachen ausbrach und ihn seinen Zeltkameraden, dem Cornet von Wagnitz und dem Lieutenant von Grotthausen, mittheilte. Diese lachten ebenfalls über den Inhalt, doch riethen sie Trenck, den Brief dem Escadronscommandeur von Jaschinsky bei der Parade zu lesen zu geben.

Das geschah eine Stunde nach dem Empfange desselben.

Kaum hatte er diesen Brief mit einer auffallenden Affectation von Verwunderung gelesen, so entstand ein Gelächter unter allen umstehenden Officieren, denen der Commandeur den Brief vorlas, wobei er die Bemerkung machte, was Trenck übersehen hatte, daß der Brief nach seinem Datum schon vier Monate alt war.

Und da im Heer das Gerücht ging, die preußische

Armee würde nach Ungarn ziehen, um nach der gewonnenen Bataille von Sorr ganz Oesterreich zu erobern, so sagte Jaschinsky: „So wollen wir uns denn die ungarischen Pferde selbst aus Ungarn holen.“

Arglos ließ Trenck den Brief in der Hand seines Chefs. Und damit glaubte Trenck Alles gethan zu haben, um jeden bösen Schein zu vermeiden, was seine Verhältnisse von ihm forderten; und so ging er mit ruhigem Gewissen in sein Zelt zurück.

Wer hätte denken können, daß eine so unschuldige, unbedenkliche Familiencorrespondenz, die auch keinen Augenblick geheim gehalten worden war, jemals Veranlassung werden konnte, ihm in der Gnade des gerechten, aufgeklärten Königs zu schaden, eines Monarchen, dessen Menschenkenntniß so außerordentlich war, daß er nur eines Blickes bedurfte, um den Charakter eines Menschen, der ihm zum ersten Male vorgestellt wurde, durch und durch zu schauen?

Und doch war dem so.

3.

Am Tage nach dem Empfange dieses verhängnißvollen Briefes wurde Friedrich von der Trenck, ohne Verhör, ohne Kriegsrecht, ohne Anzeige der Ursache und ohne nur die Möglichkeit zu haben, sich rechtfertigen zu können, arretirt und unter Bedeckung von 50 Husaren, als ein wirklicher

Delinquent, aus der Armee auf die Festung Glatz abgeführt, und das geschah — das Einzige, was man ihm sagte — auf unmittelbaren und speciellen Befehl des Königs.

Nur drei Pferde und einige Diener durfte er mitnehmen. Dagegen blieb seine ganze Equipage zurück, die er nie wieder gesehen hat, denn der Rittmeister von Jaschinsky hatte sie in Verwahrung genommen und nie wieder herausgegeben. Damit war zugleich das von Trenck empfangene Darlehen getilgt, denn diesem war damit jede Gelegenheit genommen, den Betrag zu reclamiren.

Seine Stelle war sogleich durch den Fahnjunker von Schnitzel (der später General der Cavalerie wurde) besetzt worden. Also war er cassirt, ohne daß man ihm nur Anzeige davon machte, ein Beweis mehr von der Unheilbarkeit der Ungnade des Königs, dem man mit großer Klugheit die nach dessen Meinung unwiderleglichsten Beweise vorgelegt haben mußte, um selbst nur eine Rechtfertigung unmöglich zu machen. Und darauf war besonders die Politik seiner Ankläger gerichtet gewesen; denn hätte der König ihm nur ein Wort zu seiner Entschuldigung gestattet, so würde Trenck glänzend gerechtfertigt aus diesem Chaos von Anklagen hervorgegangen und das Unwetter des königlichen Zornes auf die Häupter seiner falschen Ankläger niedergeschmettert sein.

4.

So hatte denn Trenck Zeit genug, über das ihm unerklärlich scheinende Ereigniß nachzudenken. Und er kam damit der Wahrheit nahe. Reimte er alle kleinen Züge dieser Begebenheit und seine Zerwürfnisse mit seinem Chef zusammen, erinnerte er sich an manchen Zug von Bosheit und Heuchelei, so konnte er sich nicht der Meinung erwehren, daß dieser Jaschinsky allein die Intrigue angelegt hatte, welche es ihm bei seiner Stellung als Liebling des Königs möglich gemacht hatte, ihn zu stürzen und damit zugleich seine Schuld zu tilgen.

Die Möglichkeit dazu lag nahe. Herr von Jaschinsky war damals begünstigter Liebhaber der schönen Gemahlin des sächsischen Residenten von Bossart in Berlin. Durch diese konnte er leicht den Trenck'schen Brief in Sachsen oder Oesterreich auf die Post abgeben lassen. Dieser Gedanke brachte ihn in der Einsamkeit seines Kerkers auf die Vermuthung, daß der ganze Brief nicht einmal ächt von dem Pandurenobrist Trenck verfaßt und unterschrieben, sondern untergeschoben sei, nur um ihn zu stürzen. An diese Vermuthung weiter knüpfend, kam er auf den Gedanken, daß vielleicht nicht einmal sein erster Brief an seinen Onkel wirklich abgesendet worden sei, und in der That sollten spätere Jahre beide Vermuthungen als richtig ausweisen. Denn der Obrist von Trenck hat noch bis auf sein Sterbebette behauptet, daß er niemals einen

Brief von seinem Neffen empfangen und noch weniger einen beantwortet habe.

So mußte er sehr schlau die Umstände benutzt haben, um den König in dem Grade gegen ihn aufzubringen, daß ihm nicht einmal Verhör und Kriegsgericht und die Möglichkeit der Vertheidigung zu Theil wurde.

Und das war so sehr schwierig eben nicht; denn die Correspondenz eines seiner Gardeofficiere mit dem Feinde, noch dazu mit dem Pandurenchef, der seinem Heere so großen und vielfachen Schaden zugefügt, ihn selbst in Gefahr gebracht hatte, mußte dem Könige schon als Feldherrn, bei aller Unschuld des Inhalts dieser Briefe, mindestens als eine große Rücksichtslosigkeit erscheinen, die er einem Garde du Corps-Officier am wenigsten verzeihen konnte.

So war es nach der Meinung des Königs noch eine große Schonung für Trenck, wenn er diesen Vorfall nur aus dem Gesichtspunkte einer Disciplinarsache ansah; denn hätte er die Sache einem Kriegsgericht übergeben, so durfte er kaum zweifeln, daß dieses ihn nach den vorliegenden Beweisen des Hochverraths für schuldig gefunden und zur Todesstrafe verurtheilt haben würde. Es lag aber in der Disciplinargewalt des Feldherrn, ohne weiteres Verhör wegen eines Disciplinarvergehens eines Officiers Cassation und Festungsstrafe zu verfügen. Wir wissen zudem, daß der König in dieser Hinsicht besonders gegen

Garde du Corps-Officiere ungemein streng war, indem er sie oft wegen des kleinsten Dienstvergehens cassirte; besonders da er von dieser seiner Leibgarde ein höheres Attachement, einen treuern Diensteifer und einen feinern Takt erwartete, als von jedem andern Officier im Heer.

Und so war denn das Verfahren des Königs zwar militärisch streng rigorös; aber wenn einmal dem Könige die Beweise vorlagen, daß Trenck mit dem Feinde correspondirt hatte, ganz in der Ordnung. Jaschinsky durfte ihm nur seine Mitwirkung bei dieser Correspondenz verschweigen, durfte ihm nur verhehlen, daß Trenck ihm sogleich von dem Empfange des Briefes Mittheilung gemacht habe, durfte sich nur rühmen, mit aller Klugheit und Aufmerksamkeit hinter das Complot gekommen und den Briefwechsel mit dem Feinde aufgefangen zu haben, durfte nur mit etwas grellen Farben die Insubordination seines Untergebenen schildern, wie derselbe, als er im vorigen Feldzuge einem Packknechte eine wohlverdiente Zurechtweisung gegeben, sich thätlich widersetzt habe, — und es konnte nicht anders sein: auch der gerechteste König mußte gegen den unglücklichen jungen Mann furchtbar in den Harnisch gebracht werden.

Es traf noch fast gleichzeitig mit dieser Geschichte ein anderer Umstand zusammen, der den König auf das Höchste gegen den jungen Trenck aufbringen mußte.

Es liegt in der That in der menschlichen Natur und

in edlen Naturen am meisten, daß, je größer das Vertrauen und die Hoffnungen sind, die sie in einen Menschen gesetzt haben, um so schmerzlicher die Täuschungen, um so größer der Zorn, um so unversöhnlicher die Vergeltung dafür.

Das sollte auch Friedrich von der Trenck erfahren bei dieser verhängnißvollen Wendung seiner Lebensschicksale.

5.

In der Mitte Decembers 1744 war die Garde du Corps-Escadron mit dem König Friedrich II. aus dem unglücklichen Feldzuge in Böhmen nach Berlin zurückgekehrt.

Der König ließ der lustigen Carnevalszeit freien Lauf, besuchte die italienische Oper im neuerbauten Opernhause und unterhielt sich auf das Heiterste mit der ebenso schönen als geistreichen Tänzerin Signora Barberini, die damals die Löwin des Tages war. Friedrich II. sah sie öfter in einer vertraulichen Gesellschaft bei dem General Rothenburg und machte ihr dort in liebenswürdiger galanter Weise, doch ohne ernste Leidenschaft zu hegen, die Cour.

Wer den König damals in seinen heitern Umgebungen sah, wie er geistreiche Scherze und französische Verse machte, Champagner trank, auf Hofbällen und Redouten tanzte, mit seinen interessanten geistreichen Freunden ver-

kehrte, auf Rouladen und Coloraturen der italienischen Sänger und Sängerinnen horchte, die Flöte blies, Concerte gab und mit seinen zarten Windspielen tändelte, auch wohl hin und wieder eine Confidenztafel hielt mit interessanten Damen, wie Frau von Troussel, die würdige Gräfin Camas, die Baronin Kanneberg, Gräfin Kameke und Frau von Morin; wer überhaupt den glänzenden Hoffesten in dieser Zeit am preußischen Hofe beiwohnte, hätte wahrlich nicht geglaubt, daß derselbe große König in seinem Cabinet so eifrig ernste Dinge betrieb, wie die gewaltige Rüstung zu einem neuen Feldzuge gegen Oesterreich war; nachdem Maria Theresia in einem Manifest vom 1. December 1744 erklärt hatte, daß sie sich an den Berliner Frieden nicht weiter gebunden achte.

Während die österreichischen Truppen in Oberschlesien ungehindert Fortschritte machten, blieb der König nicht unthätig. Aber vor allen Dingen brauchte er Geld. Sein Schatz war noch nicht ganz erschöpft durch den ersten Feldzug, aber um das zerrüttete Heer wieder herzustellen, neu zu organisiren und zu vermehren, brauchte er Geld und wieder Geld und Geld!

Er ging darüber mit seinem treuen Kammerdiener zu Rathe; und der immer kränkliche Findersdorff führte den König in den weißen Saal und deutete auf die neun Fuß hohen Girandolen, die riesigen Arm- und Kronleuchter, die großen bauchigen Gefäße und die geschnörkelte

Gallerie, Alles aus massivem Silber, und sagte: „Hier und in den Staatszimmern besitzen Eure Majestät noch ein todtes Capital von sieben Millionen Thalern.“

„Du hast das Rechte getroffen!“ rief der König; „ich will diesen todten Schatz heben und für Preußens Leben und Ehre verwenden. Ich danke es meinem Vater noch in der Gruft, daß er mir diesen Nothpfennig hinterließ.“

Und nun gab er dem geheimen Kämmerer ganz leise Befehle und schloß mit den Worten: „Daß es aber das Volk nicht merkt und am wenigsten die Herren Diplomaten. Man soll nicht sagen: König Friedrich habe die Krone ihres Glanzes berauben müssen, um ihren Glanz zu erhalten.“

6.

Am Abend desselben Tages, nachdem sich der Hof von der Abendtafel zurückgezogen hatte, erwartete Prinzessin Amelie mit der Ungeduld der Leidenschaft bei ihrem so höchst reizbaren Wesen ihren jungen Freund. Sie war an diesem Abend sicher gegen jede Störung; denn ihre Mutter, die verwitwete Königin, befand sich in Montbijou krank und hatte für heute jeden Besuch, auch von ihrer Tochter, verbeten. Die regierende Königin hatte ihren eigenen Hof in Schönhausen und Prinzessin Amelie hatte unter dem Vorgeben, an ihrer Migräne wieder zu leiden, was ihre feinen blassen Züge im ungeschminkten Zustande

wohl glaublich machten, Frau von Maupertuis, ihre Hofmeisterin, entlassen und ihre Umgebungen entfernt. Nur eine Hofdame, ein Fräulein von Hartenfeld, die ihr erst seit Kurzem beigegeben war, wenn auch vom Könige vielleicht in der Absicht, die Prinzessin zu beobachten und heimlich über ihr Benehmen an Findersdorff Bericht zu erstatten, war zugegen. Marion war indeß fortgeschickt, um den vertrauten Leibjäger Trenck's aufzusuchen, mit dem sie ein zärtliches Verhältniß unterhielt, nur um ihrer Herrin zu dienen; und so kam es denn, daß der jungen Fürstin das Herz aufging in vertrauter Mittheilung über das unglückliche zärtliche Verhältniß zu dem jungen Garde du Corps-Officier.

Fräulein von Hartenfeld hatte schnell ihr Vertrauen dadurch gewonnen, daß sie der Prinzessin offen mittheilte, zu welcher Spionerie sie eigentlich bestimmt gewesen sei, wobei sie versicherte, daß sie lieber ihr Leben hingeben würde, als an dem kleinen Gott mit Pfeil und Bogen den geringsten Verrath zu üben; denn Gott Amor, fuhr sie scherzhaft fort, ist ein böser neckischer Bube, er könnte sich furchtbar an meinem eigenen Herzen rächen.

Prinzessin Amelie umarmte und küßte das hübsche Mädchen mit den feinen geistreichen Zügen und dem liebenswürdigen Wesen und sagte mit Empfindung: „O, nun darf ich dem Himmel danken! Nun habe ich in Dir eine liebe Schwester und Freundin gefunden, ein Wesen,

das mit mir fühlt, mit mir leidet und mit mir sich freut! mit dem ich von ihm reden kann, wenn es mir nicht vergönnt ist, mit ihm zu reden! Weißt Du, daß ich ihn noch heute Abend erwarte? O Du sollst wenigstens einige Minuten bei uns bleiben, um ihn zu sehen, ihn näher kennen zu lernen. Ha, wahrlich, es ist ein lieber, himmlischer Mensch! Es giebt keinen Zweiten wie Trenck! Ach und sein Schicksal ist so schrecklich! Er ist ein Märtyrer seiner Liebe. Erst heute ist er wieder aus langem Arrest in Potsdam entlassen, den er um meinetwillen erduldet, und schon ritt er unter meinem Fenster vorüber, mir das Zeichen gebend, daß er mich zu sprechen wünsche. Marion wird jetzt schon ein Billet in seine Hände gebracht haben und in jeder Minute ... horch ... im Vorzimmer leises Klirren mit Sporen und Säbel ... fühle, geliebte Freundin, wie mir das Herz klopft, wie die Wangen glühen! O Gott ... da ist Marion!"

Marion öffnete leise die Thür des Garderobezimmers. Da sie die neue Hofdame auf dem Canapee neben der Prinzessin sitzen sah, was eigentlich gegen die Etikette lief, machte sie ein Zeichen des Schweigens und deutete mit dem Finger zurück. Doch Amelie sprang lebhaft auf und sagte mit fliegendem Athem: „Führe ihn nur herein! Meine Schwester Hartenfeld ist von Allem unterrichtet ... sie soll ihn kennen lernen."

Trenck trat ein. Amelie ging ihm in holder Ver-

wirrung einige Schritte entgegen. Trenck war selbst befangen durch die Gegenwart einer Fremden, doch küßte er die ihm dargereichte Hand der Prinzessin.

Fräulein von Hartenfeld endete die Verlegenheit, indem sie keck vortrat und im heitersten Tone sagte: „Da mich königliche Hoheit nicht vorstellt, Herr von Trenck, so muß ich es selbst übernehmen. Ich bin die Hartenfeld, die neuernannte Hofdame der Prinzessin.“

„Ja,“ setzte Amelie hinzu, „meine vertraute Freundin, vor der ich kein Geheimniß habe.“

„Die sich wenigstens bemühen wird, das schöne Verhältniß einer hohen Dame zu einem so ehrenhaften Ritter nach Möglichkeit zu fördern. Mit dieser Erklärung ist für jetzt meine Mission beendigt. Ich werde gehen und den Posten einer Schildwache übernehmen. Marion wird als Vedette auf der äußersten Vorhut stehen.“

Damit zog sie sich in das Vorzimmer zurück und die hohe Geliebte sank weinend vor Freude und Schmerz über das Märtyrerthum der Liebe, welches den jungen Mann verfolgte, in dessen Arme, an seine Brust.

Was hatten sich nicht die beiden Liebenden Alles zu sagen! — Wie verging die Zeit unter Tändeln und Kosen! — Vom alten Schloßthurm ertönte die Mitternachtsglocke. Die Hartenfeld öffnete rasch die Thür und trat ein, gefolgt von Marion, und sagte in drängender Eile, mit dem Ausdrucke des Schrecks: „Hoheit . . . es

ist nicht richtig im Schloß ... es spukt im weißen Saale. Ich behaupte, es wird einmal wieder die weiße Frau sein, einen Todesfall bedeutend im königlichen Hause; aber die Marion sagt: nein!“

„Und in Wahrheit,“ fuhr sie fort, „ich habe die Männer selbst gesehen — lange riesige Gestalten mit Blendlaternen, und sie klopfen und hämmern an der silbernen Balustrade auf dem Chor und zerren und rücken an den großen silbernen Candelabern, daß es klirrt und kracht; es ist schrecklich anzuhören!“

„Es werden die Berggeister sein, welche die der Erde geraubten Schätze zurückfordern,“ sprach die Prinzessin, die selbst nicht frei war vom Aberglauben ihrer Zeit, was sie später dadurch bewies, daß sie, als der König wieder in Kriegsgefahren sich befand, eine Wahrsagerin kommen ließ, die ihr die Karten schlagen mußte, um in der Zukunft zu lesen. Ganz heimlich ließ sie sich auch die Karten legen, Blei gießen, den Kaffeesatz und die Linien der Hand erklären, um ihres Geliebten Schicksal und Zukunft zu erfahren, als dieser Märtyrer seiner Liebe auf der Festung saß und dann wieder als heimathloser Flüchtling in fremden Landen umherirrte.

Trenck war gleich Feuer und Flamme bei dieser Mittheilung. „Diebe werden es sein,“ rief er aus, „und meine Pflicht als Officier des Königs ist es, ihm sein Eigenthum zu retten.“

„Aber ich beschwöre Sie, geliebter Freund," rief Amelie, indem sie sich an ihn schmiegte, „bedenken Sie, Ihr Leben ist das meinige! Solche Bösewichte sind bewaffnet und ihrer sind viele und Sie nur Einer."

„Dieser Pallasch," entgegnete Trenck, indem er ihn umschnallte, „nimmt es mit einem Dutzend solcher Gauner auf."

„O Gott, er läßt sich nicht zurückhalten, und Millionen dieses Silberschatzes wiegen nicht einen Tropfen seines Herzbluts auf! Hartenfeld, mir zu Liebe beschwöre ich Dich, geh' mit ihm und bringe mir Kunde vom Ausgange dieses schrecklichen Kampfes! Ich zittere für sein Leben und werde für ihn beten."

„Hoheit, ich beschwöre Sie sich zu fassen und mich zu beurlauben ... mich ruft die Pflicht und die Ehre!"

„So gehen Sie, gehen Sie! Sie lieben mich nicht, grausamer Mensch, sonst hätten Sie lieber alle Schätze der Erde der Plünderung preisgegeben, als mich in so schreckliche Angst zu versetzen."

Nach einem raschen Handkuß eilte Trenck hinaus und Fräulein von Hartenfeld folgte ihm.

7.

Der weiße Saal war bald erreicht. Die Haupteingangsthür der großen Treppe gegenüber war nur angelehnt. Durch die Spalte derselben schimmerte Licht.

Das Klappern und Hämmern und der Klang des Silbers ließ sich deutlich vernehmen. Trenck stand davor und zog den Pallasch aus der Scheide. Die Hartenfeld, sonst ein entschlossenes Mädchen, empfand ein unbeschreibliches Grauen. Ganz leise schob sie die Thür so weit auf, um das Innere übersehen zu können. Das aber ergab einen wunderlichen, unheimlichen Anblick. Einige Blendlaternen warfen ihre blassen Streiflichter mitten durch das Dunkel des unermeßlichen Raumes. Hier und da blitzte ein Lichtstrahl zurück von den vergoldeten Stukkaturen der Decke und Wände oder von den ungeheuren Silbergefäßen, die Leben und Bewegung gewonnen zu haben schienen. Hin und wieder traf ein Lichtstrahl das Auge der Beobachtenden und blendete ihren Blick, so daß sich im Dunkeln nicht mehr erkennen ließ, als etwa ein Dutzend menschliche Gestalten von ungeheurer Leibesgröße, die wie gespenstische Riesen mit dem Silberwerk sich zu schaffen machten. Eine dieser Figuren, weniger groß als die andern, schien mit der Blendlaterne in der Hand der Anführer dieser Diebesbande zu sein. Mit Leitern und Seilen wurde so eben einer von den centnerschweren silbernen Kronleuchtern von dem hohen Plafond der Decke herabgelassen und Andere hatten das kunstreich gearbeitete silberne Geländer der Galerie des Orchesters herabgewunden. Die silbernen Tische und Sessel, die kostbaren Pendulen schienen schon in der Mitte des Saales aufgehäuft zu sein.

Trenck wollte mit geschwungener Waffe hineinstürzen, um die Spitzbuben mit der Schärfe seines Schwertes anzugreifen, doch Fräulein von Hartenfeld hielt ihn dringend zurück.

„Um Gottes willen nicht," sprach sie leise und gepreßt, „im Namen der Prinzessin darf ich es nicht zugeben, daß Sie sich so ganz nutzlos opfern. Diese zwölf Riesen würden Sie, und wären Sie ein zürnender Ajax oder ein rasender Roland, leicht überwältigen, binden, knebeln und tödten und dann ihren Raub in Sicherheit bringen. Sie würden sich opfern und Ihre hohe Dame damit ermorden, ohne nur das Geringste zu retten. Ich rathe: hier stehen bleiben hinter der Thür und wenn sie herauskommen, dann angreifen. Sie haben es dann immer nur mit Einem zu thun und behalten den Rücken gedeckt."

„Liebenswürdiger Feldmarschall," entgegnete Trenck lachend dem vor Aengstlichkeit bleichen und fast zitternden jungen Mädchen; „Eure Excellenz haben da eine bewunderungswürdige Disposition gemacht. Gut, also halten wir dieses Defilee besetzt und spießen wir die Galgenvögel einen nach dem andern auf unser blankes Schwert."

In diesem Augenblicke näherte sich der Anführer mit der Blendlaterne. Hinter dem Lichtschein derselben ließ er sich nicht erkennen. Ihm folgten jene Riesen mit dem ebenso riesigen Silbergeräth beladen. In der Thür wendete sich der Anführer noch einmal um und gebot: „Vorsichtig

und still, daß man uns nicht entdeckt! Würde es kundbar, daß wir den Silberschatz des hochseligen Königs entführen"

So weit war er gekommen, da wurde seine Stimme erstickt durch einen kräftigen Griff einer starken Faust an seine Kehle. Mit einem Ruck wurde er zu Boden gerissen. Ein blitzender Pallasch war über seinem Haupte geschwungen und gleichzeitig donnerte eine furchtbare Stimme: „Halt, Spitzbube! Du bist gefangen — auf der That ertappt — zum Galgen reif!"

In diesem Augenblicke klirrte das Silbergeräth auf dem getäfelten Parquet des Bodens. Jeder warf es von sich, was er trug, und alle die verschiedenen Blendlaternen concentrirten ihre Lichtstrahlen auf die am Boden ringende Gruppe. Es war ein langer, blasser, hagerer Mann, der niedergeworfen war, und ein Garde du Corps-Officier, der, neben ihm knieend, ihn vor die Brust gepackt und gegen den Boden gedrückt hielt. Jetzt aber erkannte dieser den Officier und sagte mit einem heiseren, erzwungenen Lachen: „Bei Gott und allen Teufeln, der Spaß ist zu toll! Herr von Trenck, was fällt Ihnen ein? Ich handle hier auf Befehl des Königs!"

„Herr, mein Gott!" rief Trenck erschreckend, indem er ihn erkannte; „Herr Geheime-Kämmerer! — bitte tausendmal um Entschuldigung — ich wußte nicht — ich konnte nicht glauben — übertriebener Diensteifer — — unglückliches Mißverständniß ..."

Trenck hob ihn empor, wobei ihm Fräulein von Hartenfeld behülflich war und machte tausend Entschuldigungen. Seine Verlegenheit war grenzenlos. Welche Folgen konnten daraus für ihn entstehen! Findersdorff war der vertrauteste Günstling des Königs, dabei ein boshafter, heimtückischer Mensch, der eine solche Beleidigung, ja sogar Mißhandlung gewiß nie vergaß. Und ein Wort von ihm konnte ihn verderben, besonders wenn eine Anklage mit Zeit und Ort, in der Nähe der Wohnung der Prinzessin Amelie, bei dem schon herrschenden Verdacht des Königs in Verbindung gebracht wurde.

Findersdorff aber war zu sehr Hofmann, um nicht äußerlich wenigstens gute Miene zum bösen Spiel zu machen; schon wegen seinen Leuten, den zwölf königlichen Haiducken, die, von den großen Potsdamer Garde-Grenadieren Friedrich Wilhelm's I. herstammend, vom König Friedrich bei seinem Regierungsantritt in die Livree gesteckt waren, versuchte er der unangenehmen Geschichte den Anstrich eines Scherzes zu geben.

„Ei, ei, Herr von Trenck," sprach er und rieb sich wie stillvergnügt die Hände, obgleich ihm der verbissene Grimm auf den blassen, markirten Zügen zu lesen war, „der Spaß war etwas stark und konnte mir leicht alle Knochen am Leibe zerbrechen. Indeß macht es Ihrem Diensteifer Ehre. Sie kannten des Königs Ordre nicht; das todte Capital dieser Silberschätze in aller Stille,

damit das Volk nichts merkt, in die Münze zu fördern, um Mittel zu erhalten, den Krieg vermittelst des Geldes kräftig fortzusetzen, und da Sie es gut und treu mit Sr. Majestät gemeint haben, so wird der König Ihnen den Spaß schon verzeihen. Meine Verzeihung haben Sie. Ich alter Mann weiß den Uebermuth der jungen Officiere schon zu nehmen. So weit wäre Alles gut: indeß fürchte ich, dürfte es dem Könige etwas auffällig erscheinen, daß der junge Herr Cornet um Mitternacht in der Nähe der Appartements Ihrer königlichen Hoheit Prinzessin Amelie sich hier ohne dienstliche Veranlassung befunden habe, und nun noch dazu in Gesellschaft einer Hofdame Ihrer königlichen Hoheit. Ei! ei! ei!"

„Um Gotteswillen, Herr Geheimer Kämmerer," nahm jetzt die Hartenfeld dringend das Wort, „ich beschwöre Sie bei allen Kalenderheiligen, verrathen Sie uns nicht. Meine Ehre wäre verloren, erführe es die böse Welt, daß mich mein Geliebter, wenn auch in Ehren, besucht hat, und der König darf es noch gar nicht wissen, daß Herr von Trenck mein mir im Stillen verlobter Bräutigam ist. Wir müssen die günstige Gelegenheit abwarten, um des Königs Consens zu unserer Heirath zu erlangen. Und Sie könnten zwei liebende Herzen glücklich machen, wenn Sie bei Sr. Majestät Ihr vielgeltendes Fürwort für uns einlegen wollten."

„Na, na," lachte Findersdorff etwas boshaft, „dar-

aus könnte am Ende eine erzwungene Heirath bei der Trommel werden."

„Und wäre das ein Unglück? Ist nicht mein Geliebter hübsch und liebenswürdig genug, um ein armes Mädchen glücklich zu machen?"

Und dabei warf sie sich an seinen Hals und küßte ihn mit der Zärtlichkeit einer Geliebten.

Trenck erwiderte die Liebkosungen, wenn auch in etwas erzwungener Haltung. Er erkannte, daß das junge Mädchen sich selbst Preis gab, um den einzigen Vorwand, der ihn retten konnte, glaubhaft zu machen.

Halb und halb schien Finkersdorff überzeugt zu sein, doch auch halb und halb noch zu zweifeln. Da kam ihm ein Gedanke, daß dem Könige Trenck's Verheirathung als das beste Mittel erscheinen würde, ihn aus einem Verhältniß zu entfernen, welches der König wohl kannte, aber zur Ehre seiner Schwester ignoriren zu wollen schien, und er stellte sich, als wenn er jetzt völlig überzeugt sei von der Wahrheit dieses Vorgebens und sagte: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie werden in mir einen Vermittler finden, gratulire bestens zu der Partie; werde schon das Meinige thun, meinem werthen Freund, dem Freiherrn von Trenck eine so schöne und liebenswürdige Gemahlin zu verschaffen, doch nun drängt die Zeit. Die Nacht wird kaum lang genug sein, alles Silberzeug zur Münze und die vierzig Uhren zum Juden zu schaffen. Habe die Ehre,

mein Herr Baron, mein gnädiges Fräulein, mich allerseits bestens zu recommandiren."

Damit machte er ihm eine höfliche Verneigung, doch mit der Protectionsmiene und entlassenden Handbewegung eines hohen Gönners, denn so servil der alte Findersdorff auch gegen höher gestellte Personen war, so gab er sich doch gern gegen solche, die ihn brauchten, das Ansehen eines Alles geltenden Vertrauten des Königs.

8.

Als Beide wieder allein waren im schwach beleuchteten Corridor, sagte die Hartenfeld nicht ohne Verlegenheit im halb scherzenden Tone: „Aber Herr von Trenck, was werden Sie von mir gedacht haben? wie unzart, wie unweiblich; aber die ganz einzige Situation ...."

„Entschuldigt Alles, es war ja das einzige Rettungsmittel. Ich bin Ihnen unendlichen Dank dafür schuldig."

„Indeß, ich zittere vor den Folgen. Wenn dieser Mensch Ernst machte mit seiner Protection, und der König beföhle, uns zu vermählen ....

„Wäre mein Herz nicht schon unwiderruflich verschenkt," sagte Trenck mit der Galanterie seiner Zeit, „so würde dieser Augenblick es mir geraubt haben!"

„Ich darf dasselbe Bekenntniß ablegen; indeß, damit Sie nicht etwa glauben, unter der Maske der Nothlüge sei Ernst verborgen, muß ich Sie bis zu einem ge-

wissen Grade zum Vertrauten meiner Verhältnisse machen. Auch ich bin, wie Sie, das Opfer einer unglücklichen Liebe. Wie Sie eine hochgestellte Dame lieben, so liebt mich ein hochgestellter Herr, auch eine Unmöglichkeit, wie Ihre Liebe, ein regierender Fürst."

„Herr Gott, doch nicht ein braunschweigscher Prinz?"

„Still, das ist nicht mein Geheimniß allein, ich habe kein Recht, darüber zu verfügen."

Als die Hartenfeld der Prinzessin das Ereigniß meldete, wurde diese in ihrer höchst überreizten Stimmung eifersüchtig und empfindlich.

„Nun," sprach sie pikirt, „muß ich auch die kleine Nothlüge verzeihen und hoffe ich auch, sie wird keine weitern Folgen haben, aber ihn zu küssen, ich dächte, das war doch des Guten zu viel. Ein Kuß ist wie ein Funken auf ein Pulverfaß geworfen. Ich hoffe, es war der erste, und wird auch der letzte sein. Ich muß gestehen, mit zehn Jahren meines Lebens möchte ich diesen Kuß zurückkaufen."

„Soll ich ihn mir wiedergeben lassen?" scherzte die Hartenfeld, um die Prinzessin mit ihrer Eifersucht zu necken.

„Du bist grausam mit Deinem Scherz und spielst mit meinen Qualen."

„Wie die Katze mit dem Mäuschen," entgegnete lachend Fräulein von Hartenfeld, „doch nur, um sie

todt zu beißen. Also Tod allen Grillen der Eifersucht, und um sie ganz zu tödten, will ich Ihrer königlichen Hoheit eine Geschichte erzählen."

9.

„Es war im Januar des Jahres 1742," erzählte die Hartenfeld, mit Absicht ausführlich, um die Aufregung der Nerven und des Gemüths der Prinzessin Amelie zu beruhigen, die sonst keinen Augenblick Nachtruhe gefunden haben würde, „als, wie Ihre königliche Hoheit wissen, das glänzende Vermählungsfest des Prinzen Wilhelm*) königliche Hoheit mit Ihrer Durchlaucht der liebenswürdigen Prinzessin von Braunschweig, einer Nichte des Königs, Tochter seiner Schwester, gefeiert wurde."

„Das war eine der höchsten Glanzperioden des preußischen Hofes; erlauben Ihre Hoheit, daß ich an die Einzelnheiten dieser interessanten Festtage erinnere; oft gewähren Erinnerungen einen höhern Genuß als die Wirklichkeit selbst, welche nicht selten die Freude durch große Beschwerden und manche kleine Unannehmlichkeiten erkaufen muß, während die Erinnerung daran rein bleibt wie der blaue Aether des Himmels von jeder trüben Wolke."

„Ja, ja, plaudere nur zu, auch für mich war es eine schöne Zeit, als noch eine kindliche Unschuldswelt

---

*) Jüngster Bruder Friedrich's des Großen.

mich umfloß und mein Herz noch nicht die Leiden und Freuden qualvoller und doch so beseligender Leidenschaften kannte. Ach, damals hatte ich ihn noch nicht gesehen, der seitdem eins geworden ist mit meiner Seele. Vergessen wir die Schmerzen der Gegenwart, indem wir, wie Najaden, uns in den Strom des Lethe tauchen."

Und Fräulein von Hartenfeld fuhr fort:

„Um so lieber beschwöre ich die Vergangenheit herauf, weil sie auch mir ihre reizenden Illusionen gebracht, welche später die eisige Hand der Etikette aus meinen Glückseligkeitsträumen wieder hinweggewischt hat."

„Welche Zeit war das damals," fuhr die Hartenfeld fort. „Ein berauschender Taumel von glänzenden Hoffesten, der zwei volle Wochen dauerte, ein Strom von Vergnügungen, der nicht versiegen zu wollen schien! Schon um Weihnachten 1741, ein Jahr nach der Thronbesteigung des Königs, wimmelte Berlin von Fremden, worunter man vierzehn Prinzen und Prinzessinnen, auch regierende Herren, zählte."

„Es war die erste Vermählungsfeier in unserm hohen Königshause seit der Thronbesteigung Friedrich's II., unsers Königs. Sein Genie, groß in allen Dingen, wo es schöpferisch auftritt, war es auch im Ersinnen neuer, noch nie dagewesener Festlichkeiten. Jeder Tag brachte ein neues Fest, und dieses war immer nur ein Vorspiel der Vermählungsfeier."

„Am Abend derselben erinnerte sich der König, daß es im brandenburgischen Hause immer Sitte gewesen sei, die hohen Neuvermählten am Lendemain mit einer Strohkranzrede zu empfangen. Früher hatte sie der Oberstallmeister von Schwerin gehalten; dieses Mal aber ließ er durch den Baron von Pöllnitz den bei dem Prinz Ferdinand als Kammerherr stehenden Freiherrn von Bielefeld damit beauftragen."

„Am Vermählungstage, den 6. Januar 1742, versammelte sich, wie Ihrer königlichen Hoheit noch erinnerlich sein wird, der ganze königliche Hof in den prächtigen Staatszimmern des Berliner Schlosses. Sie waren mit tausend riesigen Wachskerzen, strahlend wie Sonnenlicht, erleuchtet. Noch glänzender wo möglich strahlte der weiße Saal im Reflex seiner vergoldeten Stukkaturen, seiner krystallenen Kronleuchter und reichen Silbergeräthe. Dort war unter einem rothsammetnen, mit Gold gestickten Thronhimmel ein Altar errichtet, vor welchem das hohe Paar seine Einsegnung empfangen sollte. Die Damen waren in Roben, die Herren in prächtigen Galakleidern erschienen. Ueberall glänzten Silber und Gold, mit Perlen und Diamanten gestickt. Die drei jungen Prinzen von Würtemberg waren besonders prächtig und geschmackvoll gekleidet."

„Ich befand mich damals im Gefolge der Königin Mutter. Ich gestehe, daß einer der fremden Prinzen, den

ich nicht nennen darf, nur seinen Vornamen darf ich verrathen: er hieß Prinz August, sogleich bei seinem ersten Erscheinen den lebhaftesten Eindruck auf mich machte. Es lag ein Ernst und eine Würde in seinem Benehmen, welche bewies, wie schon damals seine ganze Seele durchdrungen war von dem Bewußtsein der hohen Aufgabe, einer der trefflichsten Regenten eines wenn auch kleinen, doch reich gesegneten Landes zu werden. Dabei war er eine schöne Figur von ansehnlicher Größe, seine feinen regelmäßigen Gesichtszüge versprachen Geist und Humanität; auch hatte er die eleganteste Tournüre, frei von jeder Affectation, die indeß mehr den Hofmann vom galanten Hofe Ludwig's XIV. bezeichnet haben würde, als den tüchtigen Soldaten, wie er sich später bewährte.

„Dieser schöne Prinz hatte es mir angethan. Gott weiß, wie es kam: Seine Blicke begegneten den meinigen und meine den seinigen."

„Gegen 7 Uhr trat der König in den Saal. Er war von seinen beiden ältern Brüdern, den Prinzen Heinrich und Ferdinand, begleitet; Kammerherren, Adjutanten und Stabsofficiere befanden sich in seiner Suite. Sie erschienen sämmtlich in reicher französischer Hofkleidung. Das Kleid des Königs war von Silberstoff mit Epauletten. Weste und Aufschläge waren aus einem prächtigen, mit Gold durchwirkten Seidenbrocat. Die Pracht dieses Anzuges wurde noch gehoben durch das breite

orangenfarbene Band des schwarzen Adlerordens und den dazu gehörigen aus Brillanten zusammengesetzten Stern. Dieser prächtige Anzug machte den Monarchen so jugendlich glänzend und schön, daß ich für mein Herz Besorgniß gehabt haben würde, hätte dieses nicht gerade an diesem Tage schon fast unbewußt eine andere Richtung genommen gehabt. Die ganze Damenwelt war wie bezaubert davon. Wie leicht würden Siege im Gebiet des Schönen einem Könige werden, der mit seiner Macht und persönlichen Liebenswürdigkeit die siegende Macht des Geistes vereint."

„Seitdem mein Bruder die Krone trägt," unterbrach sie die Prinzessin, „ist seine Brust wie mit dreifachem Erz gepanzert, undurchdringlich für Eros' Pfeile, darum auch unempfänglich für den Schmerz unglücklicher Liebe, welchen seine eigene Herzenskälte Andern zufügt."

„Und nun die Königin," fuhr die Hartenfeld fort, „diese unberührte jungfräuliche Gemahlin eines großen Monarchen, der es nie vergessen kann, daß dieses unschuldige Opfer der Etikette ihm durch den despotischen Willen seines Vaters aufgedrungen war, was mag diese hohe Frau empfunden haben, als sie den seit lange schon getrennt von ihr lebenden königlichen Gemahl in diesem Glanz seines Ranges wieder sah. Sie selbst trug eine grüne Sammetrobe, reich mit Bouquets von Diamanten

besäet. Sie erschien wie die Sonne unter den Sternen. Vier Hofdamen trugen ihre Schleppe."

„Die Königin Mutter folgte der regierenden Königin. Sie trug eine mit Hermelin aufgeschlagene schwarze Sammetrobe, reich mit Brillanten besetzt. Ihre Töchter, Prinzessin Ulrike, jetzt Königin von Schweden, und Ihre königliche Hoheit begleiteten sie in höchster Gala."

„Ich weiß, ich weiß," ... sprach Amelie mit Zeichen von Ungeduld. „Indeß fahre nur fort; ich bedarf der Zerstreuung."

„Jetzt führte der Prinz," erzählte die Hartenfeld weiter, „seine durchlauchtigste Braut herein. Beide trugen weiße, mit Silber durchwirkte Kleider. Das des Prinzen war auf allen Nähten mit Goldpoints besetzt und überall glänzten Diamanten. Die Schleppe der Prinzessin wurde von vier Hofdamen der Königin getragen; dann folgten die zu ihrem Hofstaat gehörigen Damen."

„Und darauf begann die Trauung," nahm die Prinzessin das Wort, „und es verkündeten die Kanonen von den Wällen den Bewohnern Berlins das ungeheure Glück einer Vermählung ohne Liebe. Kalte Diamanten ersetzten die fehlenden Herzen, Kerzenlicht das in Liebeswonne strahlende Augenlicht, und Gold- und Silberstoff, Sammet und Seide verhüllten eine Gefühlsleere, die vergebens hoch aufgetragene Schminke durch den Schimmer von

Jugend und Schönheit zu maskiren versuchte. O, wir unglücklichen Fürstentöchter, denen das Höchste versagt ist, wodurch allein nur menschliche Seelen beglückt sich fühlen können, die Liebe!"

„Sind wir tiefer Geborenen glücklicher daran?" fragte die Hofdame, „wenn uns das Schicksal zwingt, einen Fürsten zu lieben, dessen Herz wir wohl besitzen, aber dessen Hand wir nie erreichen können?"

„Was helfen Klagen?" nahm die Prinzessin das Wort, indem sie die tiefe Bitterkeit ihres leidenden Herzens zu einem fast spöttelnden Ton hinriß, „sie mildern kein Unglück und bringen kein Glück. Denken wir lieber an die materiellen Genüsse, die oft noch das Einzige sind, was uns das Hofleben erträglich macht. Erinnern wir uns, wie an fünf großen Tafeln köstlich gespeist wurde und trefflich getrunken. Wie auf der königlichen Tafel das goldene Service glänzte. — Uebersättigt und vom Weindunst begeistert erhob man sich erst spät. Während der Kaffee in den Nebenzimmern eingenommen wurde, waren im weißen Saal die Tafeln weggeräumt, ein Wald von neu aufgesteckten riesigen Wachskerzen brannte auf silbernen Girandolen, Arm- und Wandleuchtern und Lichtkronen, und der prächtige Saal war mit Lichtglanz und Qualm erfüllt. Erinnern wir uns, wie das Musikchor sich auf der erhöhten Estrade mit einer Balustrade von massivem Silber befand und Pauken und Trompeten

schmetterten zum Taubwerden, wie sechs Generallieutenants und sechs Staatsminister mit weißen brennenden Wachskerzen zum Fackeltanz bereit standen. Diesen eröffneten die Neuvermählten. Sie machten die Tour durch den Saal und verneigten sich gegen den König und alle Anwesenden. Ihnen vorauf zogen Paar um Paar die Generale und Minister mit ihren brennenden Wachsfackeln her. Man schritt gravitätisch nach dem Takt der Pauken und Trompetenfanfaren. Darauf bot die Prinzessin dem Könige und der Prinz der Königin die Hand zum Tanz und so wurden nach und nach alle gegenwärtigen Prinzen und Prinzessinnen ihrem Range nach vom Brautpaar zum Tanz gezogen. O, das war prächtig, das war schön, doch Alles kalter Glanz, herzloser Prunk! aber fahre nur fort, Hartenfeld, vielleicht gelingt es Dir, noch etwas Herzenswärme in dieses frostige Hofleben zu bringen!"

„So war es, königliche Hoheit," fuhr die Hartenfeld fort.

„Das Neue und die Pracht dieses Schauspiels, das im Grunde etwas Langweiliges hatte, machte es erträglich und schaarte die Zuschauenden so dicht um die Bewegungen des Fackeltanzes, daß der Einzelne unter der Menge jeder Beobachtung entging."

„Aber sonderbar," erzählte sie weiter, „so oft ich mein Auge aufschlug, um die glänzenden Erscheinungen

zu beobachten, die sich vor uns bewegten, so traf mein Blick auf die großen blauen Augen jenes ungenannten Prinzen. Ein Lächeln seines feinen Mundes bezeichnete seine Freude, von mir bemerkt zu sein, und es war mir, als wenn wir uns in wechselnden Blicken gegenseits verständigt und Eins dem Andern seine Bemerkungen über dieses und jenes Auffallende mitgetheilt hätten. Es war eine stumme Conversation, die doch gleichwohl sehr beredt war. Auch über Angelegenheiten des Herzens müssen wir uns wohl ziemlich offen und freimüthig unterhalten haben, sonst wäre das Folgende kaum möglich gewesen."

„Nun fange ich an, neugierig zu werden," sprach die Prinzessin und rückte ihr näher, „bitte, liebe Hartenfeld, fahre fort, aber offenherzig. Ich ahne Deine Gefühle, nur weiter!"

„Nun also, plötzlich flüsterte mir Jemand einige französische Worte zu. Ein warmer Hauch berührt mir Ohr und Wange, wundersam ergreifend wie ein elektrisches Fluidum. Ich blicke auf und erkenne den Prinzen, der, unbemerkt von mir, bis dicht an meine Seite gekommen war, jetzt wiederholte er seine Worte, aber mit einem Ausdruck von unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Doch der betäubende Lärm der Trompeten und Pauken, die mir in die Ohren schmetterten, machte es völlig unmöglich, ein Wort zu verstehen. Ich gab ihm durch Miene und Bewegung dieses zu verstehen, da rückte er mir noch

näher an die Seite, ich fühlte meine Hand von seiner warmen Hand zärtlich gedrückt, und mit einem Ausdruck, den ich nie im Leben vergessen werde, sprach er etwas lauter eine Phrase, wovon ich nur die Worte verstand: pour l'amour éternel! Zugleich fühlte ich, wie er in meiner Hand einen Gegenstand zurückgelassen hatte, den ich ihm weder zurückgeben, noch zurückweisen konnte, denn im nächsten Augenblick schon war er verschwunden, hier diesen Brillantring!"

Dabei zog sie einen köstlichen Brillantring aus dem Busen, wo sie ihn an einer seidenen Schnur versteckt trug, und zeigte ihn der Prinzessin, die eben-so sehr Kennerin als Liebhaberin von Edelsteinen war.

„Aber mein Himmel!" rief diese aus bei der Betrachtung des in allen Regenbogenfarben strahlenden Steines, „das ist ja ein köstlicher Solitär in der Mitte, vom reinsten Wasser und seltener Größe, und die Brillanten umher sind ebenfalls werthvoll. Unter zweitausend Ducaten ist dieser Ring nicht gekauft. Du Glückliche! und dazu ein Herz voll Liebe!"

„An den Geldwerth des Steines habe ich nie gedacht, Hoheit! und was das Herz voll Liebe betrifft, ach! — doch hören Sie weiter."

„Das Fest verlief nach allen Regeln der Etikette, wie sie das Programm eines hohen Beilagers vorschreibt."

„Die Neuvermählten machten dem Tanz ein Ende

und verneigten sich gegen den König und die Königin. Die verwitwete Königin verließ zuerst den Saal, worauf der König, der Prinz Wilhelm und die Königin die hohe Braut in ihre Zimmer führten. Dort herrschte die höchste Pracht. Das Bett war von carmoisinrothem Sammet mit echten Perlen besetzt. Der ganze Hofstaat war den hohen Herrschaften gefolgt. Unter andern auch der Prinz und meine Wenigkeit. Und wieder hatte er es so eingerichtet, daß er hinter mir zu stehen kam. Während Aller Augen dahin gerichtet waren, wo Prinz Wilhelm die sogenannten Strumpfbänder der Prinzessin, in Stücken zerschnitten, vertheilte, flüsterte mir Prinz August die Frage zu: „Darf ich hoffen?“ Ich antwortete: „Mit Steinen wirft man nicht nach Herzen, ohne sie zu verwunden. Ich bitte um die Gnade, das unverdiente Cadeau zurückgeben zu dürfen.“ „Sie sind grausam!“ entgegnete er. „Ich gebe Ihnen noch Bedenkzeit.“

„In diesem Augenblick war die Ceremonie beendigt. Der Hof zog sich zurück und die Liebenden, wie ich jetzt wohl sagen darf, wurden getrennt.“

10.

„Am andern Tage,“ erzählte die Hofdame weiter, „um 6 Uhr Abends versammelte sich der Hof in der großen Galerie des königlichen Schlosses. Die Neuvermählten, die königliche Familie und alle Uebrigen erschienen

im Domino, doch ohne Maske. Nur der Freiherr von Bielefeld, der vom König den bedenklichen Auftrag erhalten hatte, der neuvermählten Prinzessin die Strohkranzrede zu halten und darin einige leichte Equivoquen anzubringen, erschien in seinem prächtigen Staatskleide."

„Man tanzte und spielte bis 9 Uhr. Um diese Zeit befahl ihm der König, sich zu der Rede fertig zu halten. Bielefeld ging in den Speisesaal, wo Alles dazu bereit war. Zwölf junge Cavaliere mit brennenden Wachsfackeln gingen voraus. Der Baron Mordach, ein liebenswürdiger Schlesier, schritt dicht vor ihm. Er trug auf einer goldenen Schüssel einen zärtlich geflochtenen Strohkranz. Eine Menge von Zuschauern folgte diesem Zuge."

„Der arme Bielefeld, sonst ein geistreicher und gewandter Weltmann, hatte, wie es schien, den Kopf verloren. Seine Verlegenheit war so in die Augen fallend, daß der Baron von Plathe, der in der Thür des Saales stand, ihm zurief: Courage, mon bon ami, vous êtes pâles comme la mort!"

„Der Hof bildete einen Halbkreis um die Neuvermählten. Ihnen zunächst standen wohl zwanzig Prinzen und Prinzessinnen. Bielefeld wollte sprechen, aber man war so laut, daß Niemand fast sein eigenes Wort verstehen konnte. Der Redner mußte den König bitten, ihm etwas Aufmerksamkeit zu verschaffen."

„Diesen Moment des allgemeinen Tumults und des

Herandrängens, um besser hören und sehen zu können, wobei Rücksichten auf Rang und Stand weniger beachtet wurden, hatte der Prinz benutzt, um in meine Nähe zu kommen. Er sprach leise, von den Umstehenden wenig bemerkt: „„Während der gute Bielefeld sich blamirt, Angebetete meiner Seele, entscheiden Sie mein Schicksal! Darf ich hoffen?““

„„Geben mir Eure Durchlaucht nur Gelegenheit, Ihnen das unverdiente Gnadengeschenk zurückgeben zu können, dann werde ich so frei sein, meine wahre Herzensmeinung darüber auszusprechen.““

„„Nun, in der Hoffnung, daß diese mir nicht so ungünstig sein werde, wie der Wortsinn Ihrer Antworten fürchten läßt, werde ich sorgen, daß Sie in den interessanten Abendzirkeln der geistreichen Herzogin von Würtemberg eingeführt werden, dann wird sich das Weitere finden.““

„In diesem Augenblicke war es in Folge der Aufforderung des Königs still geworden, so daß man den Fall eines Tropfen Wassers auf das gebohnte Parquet des Fußbodens hätte hören können, und das kurze Gespräch wurde abgebrochen. Der Prinz nahm den Platz unter den hohen Fürstlichkeiten ein, der ihm gebührte.“

„Bis Alles ruhig wurde, hatte Herr von Bielefeld Zeit gewonnen, sich zu sammeln. Die Rede, die ihm schon völlig aus dem Gedächtniß verschwunden war, hatte

sich in seinen Gedanken wieder eingefunden. Er hielt die Strohkranzrede, die Alle belustigte, mit ziemlicher Sicherheit. Am Schluß derselben nahm der Baron Mordach den Strohkranz von der goldenen Schüssel, die er einem Pagen übergab, und setzte der Prinzessin diesen bedenklichen Stellvertreter für den verlorenen Myrthenkranz auf die mit Flor, Blumen und diamantenen Zitternadeln geschmückte Frisur. Prinzessin Wilhelm war indeß wenig erfreut, auf solche Weise der allgemeinen Aufmerksamkeit einer Neckerei ausgesetzt zu sein; sie riß sich den Strohkranz vom Kopf und warf ihn mit ärgerlicher Miene ihrem Gemahl zu."

„Der weitere Verlauf des Abends gab dem schönen Prinzen August die Möglichkeit, mir einige Worte der Liebe zuzuflüstern, die, wie sehr ich mich auch äußerlich dagegen sträubte, doch wie ein mildernder Balsam auf die Wunde meines Herzens fielen. Gelegenheit dazu gab ein brillantes Feuerwerk, das im Lustgarten abgebrannt wurde, während der Hof aus den geöffneten Fenstern des Schlosses dem prächtigen Schauspiel zusah. Eine unermeßliche Menschenmenge, durch Polizei und Militär in Ordnung gehalten, bildete auf beiden Seiten lange Linien, die von Zeit zu Zeit durch Leuchtkugeln, Raketen, Feuerräder und bengalische Flammen schauerlich-schön erleuchtet wurden. Leider löschte die indeß eingetretene heftige Kälte viele Lampen von der höchst geschmackvollen glänzenden

Erleuchtung des Platzes aus und störte damit in etwas die Wirkung des Festes. Prächtig brannte indeß die Schlußdecoration mit dem im Brillantfeuer erscheinenden Namenszuge der hohen Neuvermählten.“

„Nach diesem Feuerwerk tanzte man noch die ganze Nacht. Der Prinz hatte noch Gelegenheit, mir zuzuflüstern: „„Wie unglücklich bin ich, daß mir heute gerade die verdammte Etikette nicht gestattet, mit Ihnen zu tanzen. Nun will ich lieber gar nicht tanzen; ich habe Unwohlsein fingirt.““

„Welchem jungen Mädchen würde eine solche Huldigung nicht schmeichelhaft und angenehm gewesen sein? Ich gab dieses dadurch zu erkennen, daß ich ebenfalls unter gleichem Vorwande jede Aufforderung zum Tanz ablehnte.“

„Am dritten Tage bezog das hohe Paar das ihm bestimmte Palais, welches, auf das Reichste eingerichtet, ein Geschenk des Königs war. Am Abend war Oper und Tafel bei Hof.“

„Am vierten Tage speiste Bielefeld bei dem Prinzen Wilhelm*). Ehe sie sich zur Tafel niederließen, dankte ihm der Prinz für seine Strohkranzrede und die gute Art, wie er sich dieses bedenklichen Auftrages entledigt

*) Prinz Wilhelm war der Vater des Nachfolgers Friedrich's des Großen, Friedrich Wilhelm's II., der Großvater des vorigen Königs Friedrich Wilhelm's III. und ist der Urgroßvater unsers jetzt regierenden Königs. D. V.

habe, und schenkte ihm eine schöne goldene Uhr, wie er hinzufügte, zum Andenken und als Beweis seiner Gnade."

„So endigten diese festlichen Tage, die in mein Herz eine bisher nie gekannte Empfindung — das Gefühl der ersten Liebe — gesenkt hatten, welche mich wechselnd mit Wonneträumen erfüllte und bald mit Schmerz, wenn meine Vernunft mir sagen mußte: Es ist unmöglich!"



Siebentes Kapitel.

Die Herzogin von Würtemberg. — Weiterer Verlauf der Liebesgeschichte der Hartenfeld. — Feine Soupers. — Der letzte Abend. — Erklärung im Wagen. — Convenienz-Ehe. — Scheidung. — Zusicherung einer morganatischen Ehe. — Unvorsichtige Vorsicht der Prinzessin Amelie. — Findersdorff's Verrath. — Entschluß des Königs gegen Trenck.

1.

„Ich gestehe,“ fuhr die Hartenfeld fort, „daß ich zwar sittliches Gefühl genug hatte, gegen diese unglückliche Liebe anzukämpfen, aber nicht Charakterstärke genug, sie aus meinem Herzen zu vertilgen.“

„Der Mensch, der von irgend einer großen Leidenschaft beherrscht wird, belügt sich selbst. Ich besuchte fast täglich, so oft mich mein Hofdienst frei ließ, das Theater. Ich suchte mich zu überreden, dieses geschehe aus reiner Liebe zur Kunst; aber ach! was mich eigentlich hinzog, wollte ich mir selbst nicht gestehen. Das Erste, womit sich mein Opernglas beschäftigte, war, die königliche Loge zu durchforschen, und hatte ich ihn erblickt, so fühlte ich's am Glühen meiner Wangen, daß ich glücklich geworden war.“

„Du malst da zum Entzücken," unterbrach sie die Prinzessin, „die Empfindungen der ersten erwachenden Liebe. O, wie oft habe ich dasselbe empfunden, ehe ich wagte, mir zu gestehen, daß ich ihn liebte! Doch fahre nur fort."

„Eines Abends bemerkte ich ihn neben der Herzogin von Würtemberg stehend, mit der er angelegentlich sprach. Die hohe Frau hatte, wie er mir später erzählte, ihm gesagt: „„Ich wünschte eine der Berliner Damen vom Hofe in meine Umgebungen zu ziehen. Die mir zur Aufwartung beigegebenen Damen sind zum Theil, mit Erlaubniß gesagt, Gänschen; ich aber liebe eine geistreiche Conversation. Wissen Sie mir Eine zu empfehlen, die Geist genug besitzt, die interessantern Partien des hiesigen Hoflebens so recht pointillirt zu besprechen?""

„Der Prinz erwies mir die Ehre, die Aufmerksamkeit der Herzogin auf meine kleine Person zu lenken. Ich sah es an der Richtung ihres Lorgnons. Und im nächsten Zwischenakt trat einer ihrer Kammerherren in meine Loge und sagte mir auf verbindliche Weise: „„Sie sind Ihrer Durchlaucht der Herzogin von Würtemberg während ihres hiesigen Aufenthalts als Lectrice empfohlen. Sie erwartet Sie mit Genehmigung der Königin-Mutter, bei der ich deshalb angefragt habe, morgen Mittag 12 Uhr in ihrem Cabinet.""

„Wie klopfte mir das Herz! Ich wußte, wen ich

dort treffen sollte. Ich hatte keinen Vorwand, „Nein“ zu sagen, und hätte ich ihn gehabt, so würde ich schwerlich die Kraft gehabt haben, davon Gebrauch zu machen.“

2.

„Die Herzogin von Würtemberg, eine geborene Prinzessin von Thurn und Taxis, war mit einem glänzenden Gefolge nach Berlin gekommen, um der hohen Vermählung beizuwohnen, besonders aber wegen ihrer drei Söhne, die mit Bewilligung der würtembergischen Stände in Berlin im königlichen Cadettenhause erzogen wurden.“

„Am andern Tage gegen Mittag fuhr ich nach dem der Herzogin zu ihrer Residenz während ihres Aufenthalts in Berlin vom Könige angewiesenen Palais. Um 12 Uhr meldete ich mich in den Vorzimmern der Herzogin. Eine Hofdame vom Dienst führte mich ein. Wie erstaunte ich, diese geistvolle Fürstin in einem prächtigen Nachtkleide auf dem Bette liegend zu sehen? An der Kopfseite desselben stand ein kleines goldenes Gefäß mit Weihwasser. Außerdem war das Zimmer mit kostbaren Reliquien, einem Crucifix und einem Rosenkranz von großen orientalischen Perlen geschmückt. Das Negligee, die Kissen und die Decke vom Lager der Herzogin waren mit den werthvollsten Spitzen besetzt. Sie trug eine Nachthaube von Dentelles d'Alençon, die mit einem grünen, golddurchwirkten Bande umschlungen war.“

„So schien auf den ersten Blick eine elegante Betschwester oder eine büßende Magdalene vom Hofe Ludwig's XIV. fertig zu sein und in der That, die Herzogin war noch immer schön genug, um für eine schöne Sünderin zu gelten, aber zu geistreich und besaß zu viel feinen Weltton, um die Stelle einer Magdalene mit Erfolg durchführen zu können."

„Ich fand in ihrer Gesellschaft ihre drei jungen Prinzen mit ihrem Hofmeister, einige Minister und Hofleute, zwei Hofprediger, zwei Aerzte und eine Hofdame; außerdem, was mich fast verwirrt hätte, den Prinzen, der im Hause der Herzogin sehr intim zu sein schien. Er übernahm es sogleich, mich vor das Bett der Herzogin zu führen und mit einer für mich höchst schmeichelhaften Aeußerung ihr vorzustellen."

„Die Herzogin empfing mich mit der ausgesuchtesten Artigkeit. Sie reichte mir ihre schöne Hand zum Kuß. Man machte mir sogleich Platz an ihrer Seite und ich mußte mich dort vor ihrem Bett auf ein Tabouret niederlassen."

„Die jungen Prinzen gingen hinaus. Die Geistlichen und Aerzte verschwanden. Nur noch Prinz August und die Hofdame blieben zurück. Mit Lebhaftigkeit nahm die Herzogin die Unterhaltung auf. Sie wurde bald höchst anziehend und animirt. Keine Spur war mehr da von jener Bigotterie oder Kränklichkeit, worauf ihre

Umgebungen wohl hätten schließen lassen können. Die Unterhaltung betraf nur weltliche Dinge und zwar sehr weltliche, denn sie war eingeweiht in alle geheimen Liebesgeschichten des Hofes und wußte darüber mit einer höchst pikanten, feinen Medisance zu reden. Dann kam die Rede auf das geistige Wesen des Königs, auf seine Liebe zur Musik und Dichtkunst, auf seine geistreichen Freunde, als Voltaire, d'Alembert, Marquis d'Argens u. A. „„Apropos, einen derselben, den Marquis d'Argens, werden Sie bei mir kennen lernen, Liebe! Ich habe ihn mir völlig gekapert für meine kleinen Soupers. Es ist schwer, diese vom Könige wie seine Schoßhunde verzogenen Bel-Esprits an einen andern Siegeswagen zu fesseln. Mir ist es indeß doch gelungen. Dieser interessante Gelehrte, Verfasser verschiedener Werke, ist ebenso unterrichtet als angenehm. Er ist groß und gut gewachsen, mit der feinsten Bildung begabt, womit er jene geniale Nachlässigkeit im Anzuge verbindet, welche großen Talenten oft eigen ist, da die Sorgfalt in der Kleidung für ihre höhere Richtung zu kleinlich ist. Er hat früher ein unruhiges Abenteuerleben geführt; jetzt ist er bequem geworden. Ich habe mir sagen lassen, daß er die größte Zeit seines Lebens im Bette zubringe. Dort studirt und schreibt er, phlegmatisch hingestreckt, wogegen er in Gesellschaft mit französischer Lebendigkeit die Conversation führt. Denken Sie sich das Genie eines Dichters, den Verstand eines Philosophen,

das Gedächtniß eines Philologen, das Herz eines Biedermannes und die Heiterkeit eines liebenswürdigen Epicuräers, und Sie haben den Marquis d'Argens tout caracterisé.""

„Im weitern Verlauf des Gesprächs sagte sie mit reizender Munterkeit: „„Sie werden mich heute ennuyant finden; indeß kommen Sie zu meinen allerliebsten kleinen Soupers, liebe Hartenfeld! Sie wissen ja selbst — wendete sie sich an den Prinzen — mon Prince, und haben es mir oft gesagt, daß mein Witz erst leuchtet, wenn die Kerzen brennen.""

„Nach einer Stunde schloß die Herzogin diese interessante Conversation, indem sie uns Alle zur Tafel einlud. Dann entschuldigte sie sich mit liebenswürdiger Unbefangenheit, wenn sie dabei, von dem Vorrecht der Kranken Gebrauch machend, im Negligee erscheinen würde. Sie klingelte. Die Kammerfrauen traten ein. Die Anwesenden wurden entlassen und ich blieb mit den Cavalieren im Vorgemach, wobei der Prinz die Gelegenheit benutzte, mich in die Vertiefung eines Fensters zu führen und mir, als wir halb verdeckt von den schweren Damast-Gardinen standen, in den leidenschaftlichsten Ausdrücken seine Liebe zu erklären. Ich konnte nichts thun, als ihn beschwören, die Schwäche eines unglücklichen Mädchens zu verschonen. „„Seien Sie großmüthig, mein Prinz,"" fuhr ich fort, „„erschweren Sie mir nicht den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft. Was könnten Sie einer Unglücklichen

bieten, die so tief unter Ihrem hohen Range geboren ist? Was Anderes als Entehrung und Schmach?"" „„Mehr,"" entgegnete er mit Wärme, „„als diese kalte fürstliche Hand, die ja bei uns für den Thron Geborenen in der Regel nichts ist als ein Opfer herzloser Politik? Ich biete Ihnen, was mir höher steht als meine Fürstenkrone, mein rein menschlich warm fühlendes Herz. Werden Sie, theure Freundin, die liebevolle Pflegerin dieses kostbarsten Juwels in einer Fürstenkrone und Sie werden damit der segnende Engel, der hohe Schutzgeist meiner einstigen Unterthanen werden."" Er sah den Kampf, worin er mich versetzt hatte. Mein Herz pochte. Blässe und Röthe jagten sich auf meinen Wangen. Ich rang mit einer Ohnmacht und wäre dann unwillkürlich in seine Arme gesunken. „„Beruhigen Sie sich, geliebte Freundin,"" sprach er leise und dringend; „„ich verlange heute noch keine Antwort. Erst sollen Sie mich näher kennen lernen, um sich zu überzeugen, ob ich des Opfers eines so schönen Herzens auch werth bin!""

„In diesem Augenblick endete die eintretende Herzogin dieses mich so erschütternde Gespräch. Mit aller Kraft der Seele suchte ich mich zu sammeln. Der Prinz führte die Herzogin, den Marquis d'Argens und mich in den Salon, wo es an der Tafel sehr heiter zuging. Nach dem Kaffee lud mich die Herzogin ein, immer bei ihr zu speisen, wenn mich nicht mein Dienst an den Hof riefe.

Es ist unmöglich, die Gefühle und Gedanken zu schildern, welche in meiner Seele wogten seit jener Scene in der Fenstervertiefung des Vorzimmers. Uebrigens war ich wie durch einen Zauber in jenen Kreis gebannt, der mir das ganze Leben zu vergiften drohte. Ich fühlte wohl, daß es unrecht sei, die Gefahr nicht zu vermeiden, die mir dort täglich drohte; aber ich hatte nicht die Kraft, zu widerstehen. Ich küßte den theuern Diamantring tausendmal mit Thränen im Auge, indem ich mir zuschwor, ihn bei nächster Gelegenheit dem Prinzen zurückzugeben; aber auch dazu fehlte mir Kraft und Willen."

3.

„Seitdem," fuhr Fräulein von Hartenfeld fort zu erzählen, „war ich oft bei diesen reizenden kleinen Soupers, die mir immer mehr meine Ruhe kosteten und doch mich so glücklich machten, daß ich die Stunden, die ich dort verlebte, zu den genußreichsten meines Lebens zählen darf."

„Ohne Zweifel, weil der schöne Prinz stets dabei zugegen war," unterbrach sie die Prinzessin in spöttelndem Tone.

„Allerdings, königliche Hoheit; wenigstens war es die Würze, welche dem souper fin den haut-goût gab. Indeß was das Anziehende dieses Umstandes noch erhöhte, war der ungenirte Ton, der hier herrschte. Keine Spur

von Etikette, aber dabei doch die Feinheit der höchsten gesellschaftlichen Bildung, verbunden mit der Gemüthlichkeit eines Kreises der vertrautesten Freunde und der anmuthigen Lebhaftigkeit der geistreichsten Köpfe.

„Die Herzogin liebte es, als malade imaginaire im Bette liegen zu bleiben, dann, wenn sie sich nicht wohl fühlte, ließ sie die Tafel vor ihr Bett stellen. Die Gesellschaft setzte sich um sie herum, bei einem wohl unterhaltenen flackernden Kaminfeuer, und bestand gewöhnlich außer dem Prinzen Albrecht und meiner Wenigkeit aus dem Baron Montolieu, einer Oberhofmeisterin, dem Marquis d'Argens, dem Baron von Pöllnitz, Herrn Jordan und dem Freiherrn von Bielefeld."

„Die verwöhnteste Gourmandise hätte bei diesen feinen Soupers ihre volle Befriedigung gefunden. Die Herzogin hatte dabei stets zwei Glocken von verschiedenem Klange bei sich stehen. Durch den Ton der einen zauberte sie Ungarwein, durch den der andern Champagner auf die Tafel. Sobald der erste Gang aufgetragen war, traten die Pagen und Lakaien ab. Sie werden erst zurückgerufen, um die Schüsseln wegzunehmen. Kaum war man unter sich, so hörte aller Zwang auf. Niemand glaubte in der Hauptstadt des Monarchen und an der Tafel einer regierenden Fürstin zu sein. Man befand sich in einer socialen Republik, wo die Freiheit präsidirte und wo man seine Zeche mit lustigen Einfällen bezahlte.

Man lachte, man scherzte, man sang, und hatte man das Gespräch mit zu scharfem, attischen Salz gewürzt, so setzte man ein Glas Champagner darauf, der Alles mildert."

„Wir hatten es uns stillschweigend zum Gesetz gemacht, jenseit der Schwelle der Herzogin niemals dessen zu gedenken, was die Heiterkeit des Augenblicks ins Leben gerufen hatte."

„Doch für mich, und Alle, denen das Glück dieses interessanten Cirkels zu Theil geworden war, dauerte diese Herrlichkeit nicht lange. Nach einigen Wochen traf die Herzogin Anstalt zur Abreise. Sie hatte mich ganz besonders in Affection genommen und offerirte mir eine Stellung an ihrem Hofe. Aber ich befand mich nicht in der Stimmung, sie anzunehmen. Und der letzte Abend dieser petits soupers sollte mich furchtbar enttäuschen."

4.

„Es war der letzte Abend, den ich bei der Herzogin zugebracht hatte, als die Tafel erst gegen Mitternacht aufgehoben wurde. Im Vorzimmer bot mir der Prinz, den man in den Cirkeln der Herzogin als mein Moitié zu betrachten pflegte, den Arm, und führte mich die breite Schloßtreppe herab. Unten wartete der Hoflakai, der bei mir den Dienst hatte, mit meinem Pelz und meldete mir in der größten Verlegenheit, die Hofequipage, die mich habe abholen sollen, sei unbegreiflicher Weise wieder fort-

gefahren. Da erbot sich der Prinz mit zuvorkommender Artigkeit, mich in seiner Equipage nach dem königlichen Schlosse, wo ich wohnte, zu fahren. Mir blieb keine Wahl, ich mußte diese Begleitung annehmen, die mir in der halben Berauschung durch eine unwiderstehliche Leidenschaft gar nicht so unangenehm war. Ich ahnete damals nicht, was ich später erfuhr, daß der Prinz durch seinen Leibjäger den Hofwagen nach Hause geschickt hatte, um Gelegenheit zu erhalten, ehe die Verhältnisse uns trennten, den letzten Sturm auf mein Herz zu wagen."

„Das Letztere war freilich zu erwarten, aber ich waffnete mich mit Festigkeit, wohl fühlend, daß endlich ein Verhältniß entschieden gebrochen werden müsse, welches nicht fortgesetzt werden konnte, ohne meine Ehre Preis zu geben und mein Gewissen zu beunruhigen. Allein der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Wir Weiber sind denn doch schwache Geschöpfe, wenn das Herz gegen uns in den Bund tritt. Im Halbdunkel des schaukelnden Wagens, bei dem Streiflicht der Fackeln, welche die Lakaien auf dem Trittbret hinter der Kutsche trugen, erneuerte er stürmisch seine Liebeswerbung, und da er mich hier, ungesehen von der Welt, mit süßer, berauschender Gewalt an sein Herz ziehen konnte, so vermochte ich es nicht, der Gluth seiner Liebesflamme mich zu entziehen. Unter schwellenden Küssen erwiderte ich die Beschwörungen seiner Liebe durch ein unter Thränen abgelegtes Ge-

ständniß, daß auch er meinem Herzen unendlich theuer sei, um desto schmerzlicher, fügte ich hinzu, daß einer sie beglückenden, beseligenden Liebe keine Hoffnung bleibt, als ewige Trennung."

„„O zage nicht so, meine süße Auguste,"" sprach er mit Innigkeit, „„und mache Dir keine Gedanken mit falschen Gewissensscrupeln. Mein Oheim ist vom Schlaganfall getroffen, jeder Augenblick kann ihm den Tod bringen, morgen werde ich in meine Heimath reisen, um die Zügel der Regierung zu übernehmen. Dann, o dann bin ich frei, dann kommst Du zu mir, erhältst ein Palais mit glänzender Ausstattung, den Rang einer Gräfin und angemessenes Einkommen, und lebst an meinem Hofe geehrt und geachtet, geschmeichelt von der Welt, angebetet von mir in beneideten Verhältnissen, einflußreich und allmächtig im Lande unter der Charge der ersten Ehren- und Hofdame meiner Gemahlin ..."

„Seine Gemahlin — Gott! rief ich aus, also vermählt, und wagt mir Liebe zu schwören, die unter solchen Verhältnissen ein Verbrechen ist, und Treue, die ihrem Wesen nach nichts ist, als ein entsetzlicher Treubruch!"

„Mit diesen Worten rang ich mich los aus seinen Armen, Eisesschauer durchrieselte meine Adern, aber die innere sittliche Empörung bei dem Gedanken, die Mätresse eines vermählten Mannes zu werden, war mächtiger als meine Liebe, sie schien mit einem gewaltigen Pinsel-

strich meine Leidenschaft ausgelöscht und in eisige Kälte verwandelt zu haben. Nie hatte ich mich um die persönlichen Verhältnisse dieses nur allzusehr geliebten Mannes bekümmert gehabt. Es war das erste Wort, das ich davon vernahm, er ist vermählt!“

„Todtenblaß und zitternd lehnte ich mich in die andere Ecke des Wagens. Der Prinz, der bis dahin nicht geahnet zu haben schien, daß ich mit seiner Vermählung unbekannt sei, auch wohl mir in dieser Hinsicht ein so feines Ehrgefühl und zartes Gewissen nicht zugetraut haben mochte, war sichtlich betroffen über die Wirkung, welche sein Wort auf mich gemacht hatte. Mit den weichsten Tönen der Liebe, die gedämpft waren durch den Ausdruck eines gepreßten Herzens, beschwor er mich um Beruhigung darüber.“

„„Wir Fürsten,““ sagte er, „„sind ja alle ein Opfer der Politik und Convenienz. So bin auch ich vermählt nach dem strengen Willen meines Oheims, und mit derselben Wirkung auf ein stolzes, menschlich fühlendes Herz, wie wir es hier am Hofe sehen, in der erzwungenen Ehe Ihres Königs. Mein Stolz und mein edleres Selbstgefühl empörte sich gegen diesen Zwang in der Lebensfrage des heiligsten Familienrechts. Ich schwor mir zu, wie einst König Friedrich als Kronprinz, meiner Gemahlin nichts zu sein, als vor der Welt ihr Gemahl, aber niemals ihr Freund, Geliebter und Gatte. Und so

haben wir es gegenseits gehalten, denn auch sie war durch despotische Gewalt gezwungen, einer andern Liebe zu entsagen, und mir ihre Hand zu reichen. Nur an festlichen Tagen machte ich ihr Ceremoniebesuche. Da ich außer einem Palais in der Stadt noch ein reizendes Landhaus besaß, so wußten wir es zu machen, daß wir getrennt von Tisch und Bett lebten, ohne daß der strenge Willen meines regierenden Oheims darin eine Abänderung treffen konnte. Ich glaube gern, daß sie mein Herz gewonnen haben würde, hätte man uns gegenseits Freiheit und Zeit gegeben, eine Neigung erwachen zu lassen; denn sie ist schön, liebenswürdig, jung, nur im höchsten Grade leichtsinnig, vergnügungssüchtig und liebt Glanz und Putz, Eigenschaften, die oft mehr Anziehendes als Abstoßendes für den Mann haben. Aber wie wir vom Glück einmal verzogenen Menschen sind, aus Eigensinn hielt ich fest an meinem Vorsatz und aus beleidigter Eitelkeit und Caprice sie an dem ihrigen, und wir blieben getrennt. Du siehst also, geliebte Auguste, daß Du meine Gemahlin um keines ihrer Rechte beraubst, wenn Du auf meinen Vorschlag eingehest.““.

„In diesem Augenblick hielt der Wagen unter dem Seitenportal des Schlosses, wo eine schmale Seitentreppe nach meiner Wohnung führte, und der Prinz, der vergebens auf meine Antwort gewartet zu haben schien, sprach

in Eile und dringend: „„Du bleibst mir die Antwort schuldig, Geliebte, wenn werden wir uns wieder sehen?““

„„Niemals,““ antwortete ich, mit einem Grabesschauer in allen meinen Nerven, „„ich würde Ihrer Liebe nicht würdig sein, gnädigster Herr, könnte ich so ehrlos sein, auf Ihre Vorschläge einzugehen.““

„In diesem Augenblick hatte der Lakai den Wagenschlag geöffnet; Fackellicht umgab mich. Ich stieg aus, ohne ihm nur noch einen Blick zuzuwerfen. Ich sollte Mätresse werden eines vermählten Fürsten? Niemals! Dieser Gedanke stählte meine Willenskraft. Und wir waren getrennt.“

5.

Es war kurz vor der Rückkehr des Königs nach den glänzenden Siegen von Hohenfriedberg und Sorau, im October 1745, also etwa 10 Monate nach der mitgetheilten vertrauten Erzählung der Liebesgeschichte der Hartenfeld, als die Prinzessin Amelie eines Abends darauf zurückkam.

„Apropos, Liebe,“ sprach sie, „was ist aus Deiner hohen Amour geworden?“

„Ich sollte mit den Engeln des Himmels jubiliren, Alles hat sich günstiger gewendet, als ich jemals zu hoffen wagte, und dennoch drückt mich der Unterschied des Ranges, und eben die hohe Stellung meines Geliebten

vernichtet, wenn Gott nicht hilft, alle Hoffnung und jede Blüthe meines Lebens."

„Eine unglückliche Geschichte," entgegnete Prinzessin Amelie, und in ihrer gereizten Stimmung fuhr sie fort:

„O die Menschen, die unter Menschen Rang und Standesunterschiede eingeführt haben, sie verdienten gehangen und gerädert zu werden! Wenigstens," fügte sie sich corrigirend hinzu, „wenn ich auch in allen andern Dingen zugeben will, daß wir Fürstenkinder eine höhere Race im Menschengeschlecht bilden, als der niedere Adel, oder gar die bürgerlichen Creaturen, so sind wir doch alle Menschen und Gleichberechtigte in den Empfindungen des Herzens, den Gefühlen der Liebe. Haben doch die Götter Griechenlands es nicht verschmäht, die Töchter der Sterblichen zu lieben, warum sollte ein Prinz keine Hofdame, eine Prinzessin keinen Gardeofficier lieben? Das Verbot solcher Liebe läuft geradezu gegen die höheren Gesetze der Natur, und, was dieser widerstrebt, ist ein tyrannisches Gesetz despotischer Willkür und daher unhaltbar. Doch erzähle nur weiter. Wie steht die Sache jetzt?"

„Es ließ sich voraussehen," erzählte die Hartenfeld, „daß solche erzwungene Ehe der Convenienz, wie die des Prinzen August, kein Glück bringen werde. Der Onkel desselben war gestorben. Der Prinz hatte die Regierung des kleinen Landes seiner Väter angetreten. Das Zer-

würfniß zwischen beiden hohen Ehegatten wurde offenkundig. Der Herzogin, seiner Gemahlin, hatte der edelmüthige Fürst, trotzdem daß er manche gegründete Ursache hatte, mit dem Benehmen derselben unzufrieden zu sein, eine hinreichende Dotation ausgesetzt, so daß sie ihren eignen kleinen Hof ganz nach Geschmack und Laune halten konnte. Ein herzogliches Lustschloß war ihr zur Residenz angewiesen. Auf der andern Seite glaubte auch sie Ursache zu haben, mit dem Benehmen ihres Gemahls unzufrieden zu sein. Ihre stets wache und brennende Eifersucht hielt ihn für untreu. Sie sprach sich darüber mit der ganzen Unbesonnenheit und Heftigkeit ihres Charakters gegen ihre Umgebungen aus und fügte hinzu: Aber ich werde mich rächen wie er es verdient, ich werde ihn strafen mit denselben Waffen, womit er mich beleidigt hat. Und nun verdoppelte sie ihre gesellschaftlichen Zerstreuungen. Bälle und Soirees wechselten an ihrem Hofe, die ausgelassensten jungen Cavaliere vom Hofadel wurden in ihre Gesellschaften gezogen. Es herrschte dort nicht selten eine Ausgelassenheit, die sich kaum in den Grenzen des Anstandes zu halten wußte. Der Herzog ließ ihr einige Male darüber durch seinen Kanzler Vorstellungen machen, vergebens! er drohte ihr mit Einziehung ihrer Apanage, ebenso vergeblich! Er schrieb ihr endlich: Madame, indem Sie Ihre eigene Würde vergessen, verletzen Sie die meinige. Als Landesherr darf ich nicht zugeben,

daß meinen Unterthanen ein so böses Beispiel gegeben wird. Ich erinnere Sie daran, daß an der Grenze meines Landes eine Bergfestung liegt, stark genug, um widerspenstige Frauen zu ihrer Pflicht zurückzuführen."

„Die einzige Antwort, die sie gab, war die, daß sie ihrem Gemahl durch ihren vertrauten Leibmedicus ihre Krankheit anzeigen ließ und um Urlaub bat, in ein einsam belegenes Pyrenäenbad zu gehen. Der Herzog sah darin nichts, als eine erwünschte Gelegenheit, die Störerin seines Friedens für eine Zeit lang los zu werden. Politische Rücksichten und Familienverbindungen hinderten ihn, seine leichtfertige Gemahlin ihren Eltern, die auf einem der mächtigsten Throne Europa's saßen, zurückzuschicken. Er genehmigte die Reise, welche die Herzogin nach beendeten Vorbereitungen mit einem nur kleinen Gefolge antrat."

„Was im ganzen Lande Einer dem Andern zuflüsterte über die wahre Ursache der Reise der Fürstin blieb allein dem Herzoge ein Geheimniß. Niemand wollte in einer so delicaten Angelegenheit sich die Finger verbrennen. Doch solche Mysterien bleiben nicht lange Geheimniß."

„Es war eine wunderschöne Sommernacht, als der bei allen Unannehmlichkeiten doch noch lebenslustige Fürst im reizenden Park seines Lustschlosses eine venetianische Sommernacht gab. Bunte chinesische Laternen und Lichtguirlanden von farbigen Lampions erleuchteten die Alleen

und Bosquets und zogen sich um die Stämme der prächtigen Linden und von einem Baumstamm zum andern. Mehrere Musikchöre waren im großen Garten vertheilt; Tanzplätze und Büffets an mehreren Stellen, Lust und Freude herrschten überall, Trompeten und Pauken, Jubel und Gläserklang ertönte von allen Seiten, hier und da ein jubelndes Hoch! dem Landesvater, begleitet vom Tusch der wohlbesetzten Orchester. Es waren weit über tausend Gäste zugegen; denn Alles war eingeladen, was im Ländchen auf Rang und Bildung nur einigen Anspruch machen konnte. Still vergnügt ging der Landesherr im schwarzen Domino, der reich mit Spitzen besetzt war, und im venetianischen Federhut, allein demaskirt unter den Fröhlichen umher, sprach freundlich und scherzend mit Diesem und Jenem und ermunterte zum Tanz und zum Trinken. Als er einige Augenblicke in einem entlegenen Theile des Gartens auf einer Bank sich der Erholung durch Ruhe hingab, trat ein egyptischer Magier an ihn heran und sprach: „Fürst soll ich Dir Dein Horoskop stellen?"

„Ich bin gerade in der Laune, Thorheiten zu hören," entgegnete der Herzog lächelnd, „hier lies in den Lineamenten meiner Hand mein Geschick."

„Nicht Deine Zukunft, Fürst," sprach der Magier, „sondern das Geschick Deiner Gegenwart ist die Aufgabe, die mir meine geheime Wissenschaft gewährt hat, zu lösen."

„So rede!"

„Während Du hier als Landesvater tausend Deiner Kinder um Dich versammelt hast, ist Dein hohes Haus durch die Geburt eines Bastards vermehrt worden!“

„Was sagst Du?“ lachte der Herzog, indem er, um die Freude des Tages nicht zu stören, seinen aufwallenden Unwillen über die freche Aeußerung der Maske unterdrückte, „ich wenigstens bin mir keinen Fehltritt bewußt.“

„Aber Deine Gemahlin! hier sind die Beweise ihrer Untreue, benutze sie, ein Band zu lösen, das weder mit der Ehre Deines Hauses, noch mit Deinem Glück und Frieden länger vereinbar bleibt.“

„Und damit legte er ein Portefeuille auf den Schoß des Fürsten und ehe dieser sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, war der böse Prophet im Gebüsch verschwunden.“

„Es war so, wie der Magier gesagt hatte, die Beweise waren genügend, und die Scheidung erfolgte auf den Antrag des Fürsten. Als die von ihrem heimlichen Wochenbett genesene Herzogin zurückkehrte, ohne zu ahnen, was indeß in ihrer Residenz vorgefallen war, wurde sie von einem Militärcommando in Empfang genommen und ohne Weiteres auf die erwähnte Bergfestung in Arrest geschickt.“

„Während der Zeit dieser Vorgänge hatte der Prinz einen Briefwechsel mit mir angeknüpft, den er auch fortsetzte, als er regierender Herr geworden war. In seinen

ersten Briefen entschuldigte er die mir gemachten Anträge mit der stürmischen Gewalt einer Liebe, die kein anderes Bedenken zulasse. Wenn es aber einmal, fügte er hinzu, im Buche des Schicksals geschrieben stehe, daß er durch Liebe nicht beglückt werden solle, so möge ich doch nicht so grausam sein, ihm meine Freundschaft zu entziehen und ihm erlauben, mir von allen Gedanken und Ereignissen seines Lebens Mittheilungen zu machen, und dafür zum Austausch meine Ansichten, meinen Rath und meine Theilnahme zu empfangen. Dieser Brief war mit einer Zartheit und Tiefe der Empfindung geschrieben und enthielt eine so achtungsvolle Schonung meines sittlichen und Ehrgefühls, daß ich es mit Ehre und Pflicht vereinbar hielt, ihm zu antworten."

„Dieser Briefwechsel gewährte mir die glücklichsten Stunden meines Lebens. Er meldete mir alle die von mir erzählten Ereignisse seines ehelichen Lebens. Ich suchte beruhigend und versöhnend auf ihn einzuwirken; aber die letzte Katastrophe vereitelte meine Bemühungen und gab mir zugleich die beruhigende Ueberzeugung, daß des Fürsten Liebe zu mir nicht Ursache gewesen war an diesem unglücklichen Zerwürfniß mit seiner Gemahlin."

„Die Scheidung war ausgesprochen. Herzog August besuchte mich in Berlin, indem er im Incognito eines Grafen von *** reiste. Das waren glückliche Tage, die er mir brachte. Er machte mir feierlich bewegt den An-

trag zu einer morganatischen Vermählung mit mir. Was konnte ich Höheres wünschen? Herz und Ehre waren damit befriedigt. Doch kamen wir überein, noch ein Jahr zu warten, um auf keine Weise die Rücksichten des Anstandes zu verletzen. Und die Liebe kam wieder zum Durchbruch! Wir genossen himmlische berauschende Stunden. Durch ihn erhielt mein Geist seine höhere Bildung, mein Gemüth die Tiefe, mein Charakter die höhere, edlere Gesinnung."

„Glückliche Freundin," rief die Prinzessin mit Augen voll Thränen aus, indem sie dieselbe umarmte und küßte, „so hat Dir denn der Himmel ein schöneres Loos beschieden, als mir Aermsten! Ein schönes Ziel Deiner Liebe steht Dir vor Augen, wogegen die meinige kein anderes Ziel hat, als Trennung und Kerker und Tod!"

Bei diesen schwermüthigen Gedanken ließ Amelie ihren Thränen freien Lauf in den Armen ihrer sie tröstenden Freundin und setzte dann das Gespräch weiter fort, beruhigt in der Regung von Eifersucht, welche die erzählte Scene, wie sie Trenck geküßt und für ihren Geliebten ausgegeben habe, geweckt hatte.

Die Unterredung schloß mit einer herzlichen Umarmung und Glückwunsch der Prinzessin.

„Ach," seufzte die Hartenfeld, „es ist immer, als ob eine böse Ahnung mir das Wort des griechischen Weltweisen zuflüsterte: „„Niemand sollte vor seinem Ende

glücklich gepriesen werden!"" Wer mag wissen, was die Zukunft bringt? Böse Ahnungen erfüllen meine Träume, und wenn ich mich berauscht von Glückseligkeitsgefühlen niederlege, so erwache ich oft unter Bildern des Haar anstäubenden Grausens. Jeder Brief bringt mir unter den zärtlichsten Liebesschwüren die Mittheilung von Bedenken und Hemmnissen, mit denen der feste Wille meines geliebten August zu kämpfen hat. Bald sind es die Wünsche der Landstände, die den Fürsten drängen zu einer legitimen Verbindung, um Thronerben zu erzielen, bald die Gegenvorstellungen der Agnaten, endlich die Rücksichten auf die hohen Angehörigen seiner geschiedenen Gemahlin, die einer zweiten Vermählung zur linken Hand des Fürsten entgegentraten, und so verging ein Jahr nach dem andern, und als Alles endlich geordnet schien, brach der schlesische Krieg aus, an welchem der Herzog als preußischer General seinen ruhmvollen Antheil nahm."

„Doch nun," fuhr sie fort, „steht der Frieden in Aussicht, wenigstens sagt man, wird das Heer in die Winterquartiere rücken, und der König wird mit seiner Garde du Corps nach Berlin zurückkehren. Herzog August ist der hohe Chef eines preußischen Infanterieregiments, das ebenfalls hier in Berlin in Garnison kommen wird."

„Und dann werde auch ich ihn wieder sehen, dem mein Herz entgegenjubelt," rief die Prinzessin mit einer

neuen Umarmung, und dann schnell in die entgegengesetzte Stimmung übergehend, fügte sie hinzu, „und doch bin ich so bange, so unruhig, schon seit acht Tagen erhielt ich keinen Brief von ihm, wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist, vielleicht daß wieder irgend eine Entdeckung, vielleicht Finkersdorff's Verrath, den ich indeß gewonnen zu haben glaube, ihm wieder aufs Neue einen ungerechten Arrest zugezogen hat."

6.

Und so war es auch. Wenigstens hatte die Geschichte im weißen Saal, die jetzt ziemlich ein Jahr alt war, dem Opfer einer hohen Liebe böse Frucht getragen.

Finkersdorff hatte allerdings eine Zeit lang über das Ereigniß im weißen Saal gegen den König geschwiegen, mochte er nun meinen, daß wirklich Wahres sei an dem Vorgeben, Trenck wäre der Geliebte des Fräulein von Hartenfeld, und wollte er in diesem Falle nicht dazu beitragen, den jungen Mann, dem er innerlich abgeneigt war, glücklich zu machen, oder wollte er jetzt gerade den König inmitten seiner Kriegstrubel und Sorgen mit solchen Insinuationen nicht belästigen, oder war es seine Krankheit, oder die Erinnerung an des Königs Wort, als er ihm einmal eine solche Mittheilung gemacht hatte: „Es ist nicht wahr!" genug, der König erfuhr nichts da-

von bis am Tage nach der Schlacht von Sorau; da war ein Brief aufgefangen, den die Prinzessin an Trenck geschrieben hatte, und dem Könige mitgetheilt worden.

Darin schrieb Prinzessin Amelie unter Andern: „Es ist ein wahres Glück, daß die Geschichte im weißen Saal nicht vor den König gekommen ist, unser ganzes Verhältniß würde dadurch offenbar geworden sein. Aber ich traue dem alten Schleicher, dem Findersdorff, nicht, besonders wenn der König aus dem Feldzuge zurückkehrt und dieser Günstling meines Bruders wieder den Dienst übernimmt. Um ihn zu versöhnen und seiner Verschwiegenheit gewiß zu sein, habe ich den alten Cujon unter einem passenden Vorwande mit 500 Ducaten bestochen."

Als der König diesen Brief gelesen hatte, sagte er: „Der Mensch, dieser Trenck, ist incorrigibel, ich muß ihm eine stärkere Lection geben. Und den Findersdorff, diesen treulosen Hallunken, soll auch der Teufel holen!"

In diesem Augenblick bellten die Windspiele in des Königs Zelt und Findersdorff trat ein, zwar noch blaß und kränklich, aber kräftig genug, um die Reise von Berlin, wo er bekanntlich zurückgelassen war, zum König nach Schlesien machen zu können.

„Da lese Er," donnerte ihm der König entgegen, und warf ihm den Brief vor die Füße, „und verantworte Er sich, wenn Er kein Schurke ist."

Finkersdorff hob ruhig den Brief auf und las ihn bedächtig. Dann sagte er: „Pfeift der Wind aus dem Loche, so muß ich auch alle Register meiner Orgelpfeifen anziehen. Deshalb eben komme ich her, noch halb krank von Berlin, um Ew. Majestät den Vorfall mit Ihrer Hoheit anzuzeigen, und für mich Allerhöchstdero Befehle einzuholen, was mit den 500 Ducaten geschehen soll, die ich aus Respect nicht zurückweisen konnte, aber hier zu Ew. Majestät Füßen niederlege.“

„Das Geld behalte Er als Lohn Seiner Treue,“ sprach der König, „möge es eine kleine Lection für meine Schwester sein, daß es Geld aus dem Fenster werfen heißt, den Versuch machen, meinen treuesten Diener zu bestechen. Nun aber erzähle Er, ich werde ihm auch glauben und nicht wieder sagen: „„Es ist nicht wahr!“““

Und Finkersdorff erzählte den Vorgang, der sich im December des vorigen Jahres ereignet hatte, und fuhr dann fort, als er bemerkte, daß der König mit großer Aufmerksamkeit zuhörte:

„Daß es Wind war mit dem Vorgeben der Hofdame Ihrer königlichen Hoheit, um den wahren Zweck der auffallenden Anwesenheit um Mitternacht im Schlosse von Seiten des Herrn von Trenck zu maskiren, liegt am Tage; denn ihr Verhältniß zu dem Herzoge von *** ist nachgerade stadtkundig geworden.“

„Nun, man könnte sie beim Wort halten und mit dem unruhigen Kopf vermählen, vielleicht bringt ihn das zur Raison in Hinsicht gewisser Excesse."

„Wegen aller wohl nicht, wenigstens was die Festungspläne betrifft . . ."

„Was ist es damit?"

„Jedenfalls eine heiße Sache, wenn man auch nicht darauf schwören kann; indeß wenn ein sehr bestimmtes Gerücht etwas behauptet, so muß doch wenigstens einiges Wahre daran sein."

„Zur Sache, was soll's mit diesen Andeutungen?"

„Nichts Geringeres, als daß mit ziemlicher Zuversicht behauptet wird, der Herr von der Trenck habe auf seiner letzten Reise aus dem Arrest wieder in den Arrest einige Pläne von preußischen Festungen, die ihm Herr von Jaschinsky, sein Rittmeister, zum Copiren im Arrest mitgetheilt habe, dem österreichischen Gesandten für die Kaiserin Maria Theresia ausgeliefert."

„Das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein, ein unruhiger Kopf ist der Monsieur, aber kein Hochverräther!"

„Also schon wieder nicht wahr," sprach der alte Diener mit einem sarkastischen Zuge in seinem welken, faltenreichen Gesichte, „nun denn, so will ich zur Ehre des Herrn von der Trenck wünschen, daß Ew. Majestät nicht

die Bestätigung dieser Mittheilung durch Herrn von Jaschinsky selbst empfangen mögen."

Das geschah aber. Allerdings hatte der Rittmeister dem Cornet von der Trenck, als derselbe auf der Thorwache jenseit der langen Brücke Monate lang im Arrest saß, mehrere dieser Pläne verschafft, um ihm während seines langen Arrestes auf der Hauptwache vor der langen Brücke zu Potsdam Beschäftigung zu gewähren, auch hatte er später hin und wieder die Aeußerung gemacht: es sei doch sonderbar, daß diese Pläne spurlos verschwunden seien. Als er dem Könige die Briefe vorlegte, welche Trenck an seinen Oheim, den Panduren-Obrist, geschrieben und von diesem empfangen haben sollte, wurde der König nachdenkend und befragte ihn wegen der Festungspläne. Jaschinsky war gewandt genug, diese Gelegenheit zu ergreifen, den ihm verhaßten jungen Mann noch mehr zu verdächtigen und so traf denn Alles zusammen, um den König zu bewegen, diesen unruhigen Kopf, sowohl in Hinsicht auf die Ehre seines königlichen Hauses als auch mit Rücksicht auf die Sicherheit des Staates für längere Zeit unschädlich zu machen. Und so trafen viele Gründe zusammen, den König zu bewegen, seinen bisherigen Liebling, den Cornet vom Garde du Corps, von der Trenck, ungehört zu cassiren und auf die Festung zu schicken.

Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß sich diese

Pläne noch ganz ruhig unter Trenck's Effecten befun
hatten; da aber sein Feind, der Obrist Jaschinsky, s
Sachen sogleich an sich genommen hatte, so war ni
leichter, als das Dasein dieser Festungspläne zu verl
nen, und dadurch dem erregten Verdacht noch mehr
wicht zu geben.



Achtes Kapitel.

Des Königs Rückkehr. — Einmarsch der Truppen. — Schreckliche Entdeckung. — Gruß des Königs an das Volk. — Besuch desselben bei Prinzessin Amelie. — Erzählung des Ursprungs des Palais, welches der König der Prinzessin schenkt. — Der König bei Tafel der Königin-Mutter. — Neue Gefahren. — Unruhige Nacht. — Abreise des Königs nach Krossen. — Stimmung der Prinzessin Amelie.

1.

Nach den Siegen bei Hohenfriedberg und Sorau glaubte der König seine Feinde hinreichend gedemüthigt zu haben, um seine Armee in die Winterquartiere legen zu können.

Das geschah und er selbst begab sich nach Berlin, um sich von seinen schweren Strapazen zu erholen. Am 28. October 1745 hielt König Friedrich II. in Berlin seinen Einzug.

Einige Infanterieregimenter kehrten ebenfalls zur Besatzung in die Hauptstadt zurück. Darunter befand sich auch das Regiment, dessen Chef Herzog August war. Er selbst aber war nicht dabei. Ein anderer Commandeur führte das Regiment. Diesem Regiment voraus an der Spitze

seiner Garde du Corps-Escadron ritt der König
seinem Mollwitzer langen Schimmel in nachlässiger, etr
gekrümmter Haltung, wobei er den Krückstock am Ba
am Arm hängen hatte.

Dennoch glich dieser Einzug einem wahren Trium
zuge. Durch die Siege des Königs war das preußi
Nationalgefühl des Volkes bis zur Begeisterung gew
Jubel und Hochruf unter den vielen Tausenden, we
die Straßen füllten, durch die der Zug ging, wollten n
enden. Hüte und Mützen wurden in die Luft gewo
und aus allen Fenstern, von allen Balkonen flatte
die weißen Tücher, womit begeisterte Frauen und Ju
frauen die Sieger und besonders ihren großen Kö
bewillkommten. Andere schmückten die Krieger mit Blum
kränzen und Lorbeeren, Bändern und Tüchern; besond
die Pferde der Garde du Corps waren ganz damit
hangen. Wieder andere Volkshaufen erstürmten die Ki
thürme und zogen an den Strängen der Glocken, so
ein feierliches Geläute durch die ganze Stadt ertö
Ueber die Straßen, durch welche der König zog, wa
Gehänge von Fichtenzweigen und Taxus aus den G
gärten geschlungen und damit Ehrenpforten improvis
Der König hatte Mühe, abzuwehren, daß man ihn
Lorbeerkränzen fast bedeckte.

Aber der Zug war auch stattlich genug. Die la
Reihe von Cavalerie in ihren im Silber glänzen

Cuirassen und Helmen, und die Infanterie mit ihren blauen Uniformen mit rothen Aufschlägen und Kragen, gelben Westen und Beinkleidern, weißen Kamaschen und kleine dreieckige bordirte Hüte tragend, führte die erbeuteten zahlreichen österreichischen Fahnen von den Siegen bei Hohenfriedberg und Sorr mit sich. Jeder einzelne Mann fühlte, daß er Theil gehabt habe an der Eroberung dieser Trophäen und daher der stolze feste Tritt und kühne Blick, womit die Truppen die Huldigung des Volkes als einen ihm gebührenden Ehrenzoll aufnahmen. Lange Züge dem Feinde abgenommener Kanonen beschlossen den Zug, der sich jetzt von den Linden herauf über die große Zugbrücke nach dem Lustgarten zuwendete.

Die königlichen Prinzen, die nicht im Heere beschäftigt waren, die beiden Königinnen, die Prinzessinnen und fremden Fürstlichkeiten mit ihrem Gefolge, sowie auch die Minister standen auf dem Balkon und an den offenen Fenstern des weißen Saales in Mäntel und Pelze gehüllt, ein kalter klarer Octobertag.

Alles erwartete den König und das Heer. Schon vernahm man von fern her das Getön der Pauken und Trompeten und die Volksmenge, welche großen Festzügen in der Regel voraufstürmt, kam schon angeströmt. Man sah schon in der Ferne das Blitzen der Helme und Cuirasse und wußte, daß der König an der Spitze dieser Truppe ritt.

Zwei jugendliche Herzen erwarteten mit lebhaft
Pochen die Heranziehenden.

„Er kommt! ich werde ihn wiedersehen!“ flüste
die Eine der Andern zu, und diese antwortete: „Au
ihn werde ich endlich wiedersehen!“

Jene war Prinzessin Amelie, diese die Hartense
Keine von Beiden meinte den König. Beide hatten n
keine Ahnung davon, wie entsetzlich sie sich in ihren E
wartungen getäuscht sehen sollten.

Indeß war der Minister von Borck hinter die Pr
zessin getreten, und als Prinzessin Amelie sich gegen i
wendete und ihre Freude über die siegreiche Rückkehr
Königs aussprach, zuckte der alte Herr die Achseln u
sagte im seltsamen Tone: „Aufrichtig gestanden, königli
Hoheit, der Frieden wäre mir lieber als dieses Sieg
gepränge!“ Erschreckend sah sie ihn an. Sein Gesi
war bleich und nicht frei von einem Ausdruck von Unru
und Kummer. „Wie meinen Sie das?“ fragte Am
geängstigt. „Nun,“ entgegnete er, „Ihre königliche Hol
wird es nur zu früh erfahren.“

Jetzt war der Zug nahe genug, um den König
erkennen. Die hohen Damen auf dem Balkon ließen i
Tücher flattern, um ihn zu begrüßen. König Friedrich
lüftete den dreieckigen Hut mit der weißen Generalsplü
hielt vor dem Portal, von seinen Adjutanten und
Generalität umgeben, und ließ die Truppen im Para

marsche vor sich vorbeiziehen. Sie sollten dann ihre Richtung nach der Garnisonkirche nehmen, wo die eroberten Fahnen als Trophäen der Siege aufgestellt werden sollten.

So rückte die erste Schwadron der Garde du Corps an der Spitze der Escadron heran. Amelie öffnete die großen blauen Augen und sah mit scharfen Blicken nach der Spitze des Zuges. Das war nicht Trenck, der dort auf dem stattlichen Rappen den ersten Zug führte. Auch unter den Adjutanten des Königs befand er sich nicht. Die Prinzessin glaubte von ihren Augen getäuscht zu werden. Sie nahm das Lorgnon mit der goldenen Einfassung vor die Augen und fand nur zu sehr ihre Bemerkung bestätigt.

Unruhig darüber wendete sie sich zurück gegen den Minister von Borck und sagte im Ton einer mühsam erkünstelten Gleichgültigkeit: „Es scheint, als ob im Garde du Corps unter den Officieren Veränderungen vorgefallen sind; wenigstens im ersten Zuge. Es ist doch Keiner geblieben?“

„Wollte der Himmel,“ sprach der Minister im Ton der Theilnahme, „er wäre auf dem Bette der Ehre geblieben, dieser junge Trenck, von dem sich der König so viel versprach.“

„Nicht todt?“ fragte sie, schon leichter aufathmend; aber das nächste Wort sollte sie niederschmettern.

„Nein,“ fuhr der Minister fort, „leider nicht todt,

aber ehrlos, cassirt und als Hochverräther vielleicht für seine Lebenszeit auf die Festung Glatz geschickt."

Daß sie nicht augenblicklich ohnmächtig zu Boden sank, hatte Prinzessin Amelie nur der ungeheuern Selbstbeherrschung zu danken, worauf Frauen ihres hohen Ranges schon durch ihre ganze Erziehung und Umgebung hingewiesen werden.

Indeß mußte sie sich doch auf eine ihrer Damen stützen, die ihr ein Riechfläschchen vorhielt. Es war Fräulein von Hartenfeld, ihre Vertraute, die die so kalt hingeworfene Aeußerung des Kriegsministers gehört hatte und ganz aufgelöst war im Mitgefühl des ungeheuern Schmerzes, der die ganze Seele ihrer hohen Gebieterin in diesem Augenblicke durchschauern mußte.

Während dem war das Infanterie-Regiment des regierenden Herzogs von *** an die Reihe des Vorbeimarsches gekommen. Mit demselben Schreck, womit Amelie den Cornet von der Trenck vermißt hatte, vermißte sie ihren Geliebten, und jetzt ihr still Verlobten an der Spitze des Regiments, das er sonst in der Regel persönlich dem Könige vorzuführen pflegte. Sie dachte sich noch die Möglichkeit, daß derselbe durch irgend ein Hinderniß abgehalten sei, für diesmal diese Pflicht zu erfüllen. In dieser Hoffnung hatte sie noch Kraft, sich im Ton der Gleichgültigkeit an den Kriegsminister mit der Frage zu

wenden: „Der hohe Inhaber dieses Regiments ist wohl bereits in seine Staaten zurückgekehrt?"

„Nicht in seine Staaten, wohl aber in das Reich Gottes," sprach der Kriegsminister mit dem Ausdruck von Wehmuth. „In der Schlacht bei Sorr fiel Fürst August von *** von einer Haubitzenkugel getroffen an der Spitze seines Regiments."

„Auch verloren!" seufzte die Hartenfeld und schwankte. Noch einige Augenblicke hielt sie sich, dann sank sie ohnmächtig in die Arme der Damen, die sie umgaben, und wurde fortgetragen. Auch die Prinzessin entschuldigte sich mit Unwohlsein und zog sich zurück, noch ehe der König vom Pferde stieg und in den Saal trat, seine Familie zu begrüßen.

Es war ihr unmöglich, „den Mörder ihres Glücks", wie sie im Innern den König, ihren Bruder, nannte, in diesem Augenblicke freundlich zu empfangen. Die Königin Mutter hatte es übernommen, die Prinzessin mit ihrer schwächlichen Gesundheit darüber zu entschuldigen, daß sie den Empfang des Königs nicht abgewartet hatte.

So saßen denn die beiden unglücklich Liebenden bald darauf im Cabinet der Prinzessin zusammen. In den zärtlichsten Umarmungen mischten sie ihre Thränen. Eine suchte die Andere zu trösten und hatte doch keinen Trost für sich selbst. Marion, die treue Kammerfrau, war die einzige Vertraute, welche das Boudoir der Prinzessin

betreten durfte; alle übrigen Damen wurden wegen Unwohlsein derselben zurückgewiesen. Der wahre Seelenschmerz fordert Einsamkeit oder theilnehmende Herzen.

2.

Als die Parade vorüber war und der Jubel des Volks aufs Neue begann, zog der König den Hut ab und bedankte sich beim Volke für die ihm erwiesene Liebe und Treue.

Dann ritt er in das Schloß und begrüßte seine Familie und den versammelten Hof und nahm mit bescheidenen Rückäußerungen die ihm von allen Seiten gespendeten Glückwünsche in Empfang. Er bemerkte sogleich die Abwesenheit seiner Schwester Amelie und hörte mit einem zweifelnden Lächeln die Entschuldigung der Königin Mutter, daß sie unwohl geworden sei, an.

Gegen Abend begab sich der König zu ihr. Mit der zartesten Theilnahme erkundigte er sich nach der ersten zärtlichen Begrüßung.

Es litt wohl keinen Zweifel: der König wußte, was ihr fehlte. Er fühlte mit ihr, daß er sie ihres Lebensglückes beraubt habe. Er erkannte darin die Verpflichtung, sie durch Liebe zu entschädigen für die Liebe, die er ihr hatte rauben müssen.

Die Prinzessin, im Vollgefühl ihres Unglücks, glich jetzt einer Nelke ohne Stab. Sie fühlte sich so trostlos

allein stehend, daß sie sich im seltsamen Widerspruch, aber doch im Zartgefühl der höhern Weiblichkeit zu Dem hingezogen fühlte und bei Dem Trost suchte, der ihr das tiefste Weh ihres Herzens zugefügt hatte. Indem sie sich ihrem königlichen Bruder in die Arme warf, waren ihre Gedanken: „Hier bin ich mit meinem Schmerz; gebiete über Deine Schwester; nur von Dir vermag sie Trost anzunehmen, wie sie nur von Dir aus der Verzweiflung gerettet werden kann, sich dem Hohn der Andern und dem Gerede der Welt hingegeben zu sehen."

Unbeschreiblich ist die Zartheit des Gefühls, womit der König das Herzweh seiner Schwester durch den Trost brüderlicher Liebe und des innigsten Mitgefühls zu mildern suchte, ohne sich merken zu lassen, daß er den Quell ihrer Schmerzen kannte.

Ebenso zart war der Ausdruck der Dankbarkeit, womit die unglückliche Königstochter diese Liebe erkannte und wie kindlich schmeichelnd gleichsam um seine Liebe und seine Theilnahme warb, ohne daß ihr nur ein Wort der Klage, des Vorwurfs oder der Bitte für den unglücklichen Geliebten entschlüpfte.

Im Laufe des Gesprächs sagte ihr der König: Sie sei nun mündig geworden und es sei Zeit, daß sie ihren eignen Hausstand besitze. Er wolle ihr daher hiermit, indem er ein Document in ihren Schoß niederlegte, die Schenkungsurkunde über ein Palais in der Wilhelms-

straße *) übergeben, welches er habe ankaufen und fürstlich einrichten lassen, so daß sie in jedem Augenblicke, wenn es ihr belieben sollte, einziehen könne.

„Dieses Palais hat eine Geschichte,“ fügte er hinzu, „die allein schon es geeignet macht, in fühlenden Herzen Sympathien dafür zu erwecken.“

3.

„Es war zur Zeit meines königlichen Vaters,“ erzählte der König, „ein reicher französischer Refugié, der sich in den Niederlanden aufhielt, um politischen und religiösen Verfolgungen zu entgehen, mit seiner Familie und einem kolossalen Vermögen nach Preußen gezogen. König Friedrich Wilhelm I., der das Princip hatte, auf alle mögliche Weise große Capitalien ins Land zu ziehen, nahm ihn mit offenen Armen auf und ertheilte ihm für seine Unternehmungen große Privilegien. Dieser reiche Mann war der zum königlichen Geheimerath ernannte François Mathieu Freiherr von Vernezobre-Laurieux. Jahrelang lebte er in Gnaden bei dem Könige, meinem Vater, als dieser erfuhr, daß mir, als ich noch Kronprinz war, ein für meinen Rang und meine geistigen Bedürfnisse lange nicht genügendes Auskommen gewährt war, da war es dieser Herr von Vernezobre, der auf Verwendung

*) Das jetzige Palais des Prinzen Albrecht von Preußen.

meines unvergeßlichen Freundes von Katte mir ein Darlehn von 2000 Ducaten heimlich machte."

„Das aber war ein Verbrechen vor den Augen meines ökonomischen Herrn Vaters, welches auf das Strengste bestraft werden mußte. Allein damals war das später erfolgende königliche Edict gegen das Schuldenmachen der Prinzen des königlichen Hauses noch nicht erschienen. Es gab also auch noch kein Strafgesetz, um das Verbrechen criminell zu bestrafen; und so kam denn mein Vater auf den Gedanken, einen seiner unvermögenden Officiere, der bei ihm besonders in Gnaden stand, durch die Hand der reichen Erbtochter des Herrn von Vernezobre zu beglücken. Seine Wahl fiel auf den Marquis von Forçade, Capitän im Infanterieregiment von Sidow. Dieser erhielt die Ordre, mit einem Commando Soldaten sich nach dem Rittergute des Herrn von Vernezobre, Hohenfinow im Barnimschen Kreise, zu begeben und eine Tochter desselben mit Güte oder Gewalt zu heirathen."

„Einem solchen Befehle meines verewigten Herrn Vaters ließ sich nichts entgegensetzen als blinder Gehorsam. Während ich mich als König für den ersten Staatsdiener halte und Rechte wie Pflichten meiner Unterthanen anerkenne, hatte mein verewigter Vater den Grundsatz Ludwig's XIV.: L'état c'est moi. Er betrachtete die Unterthanen wie ihr ganzes Besitzthum als seinem Obereigenthum unterworfen, und so glaubte er als König das vollkommenste

Recht zu haben, über ihr Eigenthum und ihre Familienrechte nach Belieben zu entscheiden. Bei aller despotischer Strenge, die einmal im Geist seiner Zeit lag und gewissermaßen eine höhere Nothwendigkeit war, um das Volk aus seiner erschlaffenden Versunkenheit zum höheren Nationalbewußtsein und den Staat zu Macht und Ansehen zu erheben, war er doch überaus wohlwollend und wollte alle Welt auf seine Weise glücklich machen. Indem er so dachte, einen der Officiere seines Heeres, das ihm am meisten, am nächsten am Herzen lag, zu beglücken, fiel es ihm gar nicht ein, daß er dadurch sich einen despotischen Eingriff in die heiligsten Familienrechte eines reichen und angesehenen Mannes erlaubte und selbst dem Herzen eines jungen Mädchens eine Gewalt anthat, wozu er gar nicht berechtigt war.“

„Dieser wohlgemeinte Königsbefehl stieß aber auf so viel Widerwillen von allen Seiten, daß ein lebhaftes Intriguenspiel entstand, um das Geschick abzuwenden, welches des Königs Befehl über diese Familie und einen braven Officier verhängt hatte.“

„Der Hauptmann von Forçade konnte sich nur mit der größten Abneigung dazu entschließen, einen Befehl zu vollziehen, der für immer ein Band der Liebe zerreißen mußte, welches ihn an ein schönes unvermögendes Mädchen aus einer geachteten Familie fesselte. Aber die Subordination gestattete keinen Widerspruch. Die einzige Hoffnung,

die er hatte, beruhte darauf, daß eine durch ihren Reichthum unabhängige Familie, wie die des Herrn von Vernezobre, Selbstständigkeit genug haben würde, den ihr von fremder Gewalt aufgedrungenen Bräutigam entschieden zu verwerfen. Um es dahin zu bringen, entwarf er den Plan, sich bei der Ausrichtung des königlichen Befehls so zu benehmen, daß er bei der ihm bestimmten Braut sowie bei der Familie derselben, die ihn noch nicht kannte, im ungünstigsten Lichte erscheinen mußte. Er trat daher in der Maske eines Poltrons und arroganten, hohlköpfigen Laffen auf und begann damit, daß er dem Fräulein von Vernezobre schon bei der ersten Unterredung im Beisein ihres Vaters erklärte, er wolle mit ihr eine Wette eingehen, daß er sie binnen drei Tagen heirathen würde, da er viel zu sehr von seiner eigenen Liebenswürdigkeit überzeugt sei, um nicht seines Sieges zum Voraus gewiß zu sein."

„Herr von Vernezobre war ein würdiger Mann, aber ein alter Politikus, der es mit dem Könige nicht verderben wollte, weil dabei seine großen Unternehmungen auf dem Spiele standen und sein Vermögen, seine ganze bürgerliche Existenz gefährdet war, wenn ihm der König seinen besondern Schutz in Preußen entzogen hätte. Mit großer Empörung erfüllte ihn die Arroganz des fremden Officiers; er gab ihm, was ihm gebührte und behandelte ihn mit Kälte. Gasparde von Vernezobre, die ein kluges Mädchen

war, ließ ihn mit feinem Spott ihre Verachtung fühlen. Als Herr von Forçade nicht mehr darüber in Zweifel sein durfte, daß er den ungünstigsten Eindruck durch sein Benehmen gemacht hatte, rückte er mit der königlichen Ordre hervor. Dadurch gewann die Sache sogleich ein anderes Ansehen. Herr von Vernezobre unterwarf sich dem königlichen Befehle; das junge Mädchen aber war außer sich vor Abscheu und Unwillen. Sie war bereits Braut eines braven Officiers, des Herrn Victor von Montolon, Capitäns im Dragonerregiment Eugen von Anhalt-Dessau. Dieser war zufällig anwesend. Mit ihm wurde überlegt, was unter diesen bedenklichen Umständen zu thun sei. Der Familienbeschluß ging dahin: Scheinbar nachzugeben und heimlich dagegen zu intriguiren."

„Das geschah. Jeanne Gasparde und Herr von Vernezobre setzten den armen Forçade in eine nicht geringe Verlegenheit; dieser durch Nachgeben und jene durch ihre Liebenswürdigkeit, womit sie es ihm fast unmöglich machte, seine Unarten fortzusetzen."

„Hätte Herr von Montolon seiner ersten Aufwallung gefolgt, so würde er den ebenso beklagenswerthen Nebenbuhler zum Zweikampf auf Leben und Tod gefordert haben. Nur mit Mühe gelang es, ihn zu überzeugen, daß Herr von Forçade ja auch nichts sei als das Werkzeug des königlichen Willens und daß sich ihm widersetzen vor den Augen des Königs als Hochverrath gelten würde.

Nachdem er beruhigt war und einige Augenblicke nachgedacht hatte, sagte er: Es giebt noch ein Mittel, uns zu retten. Der König hat neben seiner Soldatenpassion noch eine andere, die Bauleidenschaft und das Bestreben, durch Neubauten Berlin und Potsdam zu vergrößern und zu verschönern. Schon mancher reiche Mann hat den königlichen Befehl erhalten: Soll bauen, weil er Geld hat, und selbst der unvermögende Kanzler von Cocceji, ein Hochbegünstigter vom Könige, erhielt den Befehl: Soll bauen, weil er einen reichen Schwiegervater hat. „So," fuhr Montolon fort, „ließe sich eine Zurücknahme des unangenehmen Tagesbefehls des Königs vielleicht erreichen, wenn Herr von Vernezobre sich entschließen könnte..."

„„Mit Vergnügen,"" entgegnete dieser, „„würde ich um solchen Preis das schönste Palais in der Wilhelmsstraße bauen."" Mit diesem Erbieten und der unterthänigen Bitte, ihm freie Verfügung über die Hand seiner Tochter zu lassen, die ohnehin schon einem andern unvermögenden königlichen Officier zugesagt sei, ging Herr von Montolon eiligst nach Berlin zurück, und auf seine Bitten übernahm es der Feldmarschall von Derschau, bei dem Könige die Zurücknahme seines Befehls zu bewirken. Der Erfolg entsprach den Erwartungen. Der König genehmigte den in der Eile entworfenen Bauplan, rief den Marquis von Forçade zurück und gab dem Herrn von Vernezobre seine vollen Familienrechte wieder."

„So entstand das Palais, welches ich Dir, meine liebe Schwester, heute geschenkt habe, und die reiche, reizende und geistreiche Jeanne Gasparde, zweite Tochter des Herrn von Bernezobre, wurde die glückliche Gattin des braven Mon[illegible]n. Auch Herr von Forçade, der alsdann lachend seine Maske abnahm und sich von der liebenswürdigsten Seite zeigte, erhielt durch dieselbe Vermittlung den Consens des Königs zu seiner Vermählung mit dem armen Fräulein, nachdem der reiche Bernezobre die mehr als fürstliche Mitgift derselben übernommen hatte.“

Nach Beendigung dieser Erzählung dankte Amelie ihrem königlichen Bruder für sein Geschenk der Liebe, welches ihr doppelt werth sei, wie sie versicherte, weil es ein Beweis sei, wie mächtige Könige auch liebende Seelen glücklich zu machen wüßten.

4.

Am Abend dieses Tages speiste König Friedrich II. bei seiner Mutter, der verwitweten Königin. Dort war große Tafel. Der Hof war zahlreich und glänzend versammelt. Der König war auffallend heiter. Allgemein nahm man das als ein Zeichen des gesicherten Friedens an, und diese Meinung zu verbreiten mochte auch wohl die Absicht des Königs bei der Maske der Fröhlichkeit, die er angenommen hatte, gewesen sein; denn der zärtlichen

Liebe, womit Prinzessin Amelie ihren hohen Bruder beobachtete, entgingen die Wolken schwerer Sorgen nicht auf der hohen Stirn des Königs, die ihn so ernst und nachdenkend machten in Augenblicken, wo er sich unbemerkt glaubte.

Und in der That, schon in der folgenden Nacht sollten diese Besorgnisse ihre Bestätigung finden. Es entstand eine lebhafte seltsame Unruhe in dem alten, sonst so stillen Berliner Schlosse. Amelie wurde dadurch aus dem Schlaf geweckt. Sie sah das Hin- und Herfahren der Lichter in den langen Corridors, welche sich vor den Zimmerreihen hinzogen in den innern Höfen des riesigen Palastes. Besonders in der Gegend hin, wo der König wohnte, war die Bewegung lebhaft. Ein Fenster nach dem andern wurde erleuchtet. Lakaien und Kammerhusaren liefen hin und her, und reitende Couriere mit Fackeln in der Hand ritten ab und zu. Hofequipagen und die der Minister kamen durch die Portale und fuhren davon. Vergebens entsandte Amelie ihre Kammerfrauen und Lakaien, um die Veranlassung dieser Bewegung zu erfahren. Niemand wußte die Ursache; noch war Alles mit dem Mantel des Staatsgeheimnisses gehüllt. Erst am andern Morgen erfuhr sie durch Fräulein von Hartenfeld zum nicht geringen Schreck die wahre Veranlassung dieser Bewegung.

Es war der Freiherr von Bielefeld, der zweite Gou-

verneur des jugendlichen Prinzen Ferdinand, des jüngsten Bruders des Königs, den dieser im Auftrage des Königs abgeschickt hatte, um der Prinzessin mit Vorsicht die Nachrichten beizubringen, die der König empfangen hatte, und sie darüber möglichst zu beruhigen.

Herr von Bielefeld hatte mit richtigem Takt sich deshalb an die vertraute Freundin der Prinzessin gewendet und ihr Folgendes erzählt.

5.

„Auch ich," sprach er, „hatte gar wohl die Wolke auf der Stirn des Königs bemerkt. Nicht ohne Unruhe ging ich daher nach beendigter Abendtafel bei der Königin Mutter zu Bett. Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich um 4 Uhr Morgens durch ein heftiges Pochen an meiner Thür geweckt wurde. Ich sprang sogleich auf aus dem Bett, warf meinen Schlafrock über und öffnete. Es war der Obrist von Quandt, der das Regiment Prinz Ferdinand commandirte, welcher mit einer auffallend verstörten Miene eintrat."

„Da noch alle Bedienten im Schlosse schliefen, so machte ich zuvor mit Hülfe der vor meiner Thür stehenden Schildwache ein hell flackerndes Kaminfeuer an, denn es war bitter kalt in dieser Octobernacht."

„Als wir Beide wieder allein waren, sagte mir der Obrist, es sei etwas Wichtiges im Werke; er habe in der

Nacht vom Könige Befehl erhalten, morgen früh mit seinem Regimente nach Krossen zu marschiren. Die ganze Berliner Besatzung, fügte er hinzu, habe denselben Befehl bekommen; auch heißt es von unterrichteter Seite her, daß der König selbst nach drei Tagen folgen werde. Uebrigens, schloß er, habe ich Sie zu ersuchen, Ihren Prinzen zu wecken und ihm diese Nachricht mitzutheilen."

„Ich zog mich sogleich rasch an und ging zum Prinzen ins Schlafzimmer, den ich mit aller nur möglichen Schonung weckte. Er kam sogleich zu uns, und nachdem er vom Obristen alles Nöthige erfahren hatte, verfügten wir uns zum Könige."

„Dort fanden wir im Vorzimmer eine große Bewegung. Es war mit den Ministern, Generalen, Ordonnanzofficieren, Adjutanten und Ingenieurofficieren angefüllt, so daß wir im ersten Augenblick glauben mußten, der Feind sei schon vor den Thoren."

„Der Fürst von Anhalt-Dessau war auch zugegen. Da dieser, ohnerachtet seines finstern, oft beleidigenden Wesens, doch immer sehr gütig gegen mich war, so fragte ich ihn leise um die wahre Ursache dieser allgemeinen Bestürzung."

„„Man hat dem Könige," antwortete er, „„den Plan seiner Feinde verrathen, und diese haben nichts Geringeres im Sinne, als ihn mitten im Winter an fünf verschiedenen Orten anzugreifen und ihn wo möglich

gänzlich zu vernichten. Die stärkste der feindlichen Armeen sollte über Krossen in das Land eindringen, um den König von Schlesien abzuschneiden; ein anderes Corps sollte nach Oberschlesien und ein drittes nach Niederschlesien gehen; ein viertes würde gegen Leipzig rücken, Halle überfallen, Magdeburg beunruhigen; und endlich ein fünftes von ungefähr 20,000 Mann durch den erzgebirgischen Kreis gerade auf Berlin zu marschiren, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen und so dem Könige einen tödtlichen Schlag zu versetzen.““

„„Dieser Plan,““ entgegnete ich ehrfurchtsvoll, „„scheint mir leicht in der Theorie, doch schwer in der Ausführung zu sein. Der Feind muß vergessen haben, daß er es mit einem raschen und tapfern Könige zu thun hat, der schnell seine Truppen zusammenziehen und die feindlichen Armeen, eine nach der andern, mit überlegener Macht schlagen kann.““

„Der alte Dessauer fing an zu lachen und sagte: „„Der König und ich denke ebenfalls, daß es nichts zu sagen haben werde, und Sie sehen, mit welcher Eile man sich bereit macht, dem Feinde die Stirn zu bieten.““

„Mit Anbruch des Tages ging der Fürst nach Halle ab, um daselbst eine Armee zusammenzuziehen und den Feind zu empfangen.“

So endete der Bericht des Freiherrn von Bielefeld, den Fräulein von Hartenfeld Wort für Wort der Prin-

zessin mittheilte. Aber in einer Stimmung, worin sie Alles schwarz sah und in jedem Ereigniß ein Unglück ahnete, hatte dieser Bericht wenig Beruhigendes für die hohe Dame mit ihren reizbaren Nerven, und ihrer steten fieberhaften Aufregung.

„Du wirst es erleben, Hartenfeld," sprach sie in höchster Gemüthsbewegung, „mein Bruder, der König, wird von der ersten feindlichen Kanonenkugel getroffen fallen. Er ist schon so gut als todt. Ich kann ihn mir gar nicht mehr als lebend denken. Und damit hat ihn das rächende Verhängniß erreicht, denn es straft sicher der Himmel die Grausamkeit, womit er gegen den armen Trenck verfährt, und die kaltherzige Trennung der heißesten Liebe."

6.

Zwei Tage später begab sich der König nach Krossen, wo damals Prinz Heinrich, einer seiner besten Feldherren und Rathgeber, an den Blattern krank lag.

Den Abend vor seiner Abreise speiste Friedrich II. noch mit seiner ganzen Familie bei der verwitweten Königin. Auch Prinzessin Amelie, mit ihrem Schmerz, ihrer Angst und ihrem trüben Blick in die Zukunft war zugegen. Die Leiden ihrer Seele zeichneten sich auf ihrem feinen blassen Antlitz, und bildeten einen ungemeinen Contrast gegen die ganz auffallende Heiterkeit des Königs.

Dieser wollte damit offenbar seiner geliebten Schwester Muth einflößen, und sie wagte auch kein Wort der Klage oder der Besorgniß. Aber rührend war es, wenn sie ihm in ihrem stillen Schmerz schweigend die Hand reichte und mit den großen blauen Augen, die in Thränen schwammen, lächelnd und träumerisch ihn ansah. Und das geschah mit dem sprechenden Ausdruck der Liebe, als wollte sie ihn um Schonung seines Lebens bitten.

An der Tafel der Königin Mutter war außer dem Könige und den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses Niemand zugegen als die Oberhofmeisterin und Graf Podwils, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Die Cavaliere und die Hofdamen speisten in einem andern Zimmer an der Marschallstafel. Es herrschte dort nicht die gewöhnliche heitere Stimmung. Auf jede Seele drückte die Ahnung einer gefahrvollen Zukunft.

Nachdem die Allerhöchsten Herrschaften sich von der Tafel erhoben hatten, begab sich der Hof in den Speisesaal. Dort war Alles Zeuge des zärtlichen und rührenden Abschieds, welchen der König von der Königin und den Prinzessinnen nahm.

Am längsten dauerte die Umarmung des Königs und der Prinzessin Amelie. Diese zartfühlende Seele unterdrückte mit aller Willenskraft eines starken Charakters die Gefühle eines unermeßlichen Seelenschmerzes. O,

wie gern hätte sie den König fußfällig angefleht, sein Leben zu schonen. Aber hätte das nicht geheißen: Oel ins Feuer tragen. Hätte er nicht in seiner so sorgenlos scheinenden Heiterkeit sie für ein unverständiges Kind gehalten und lächelnd Sentimentalität genannt, was doch auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele eine so zarte und innige Empfindung war? Und wie glücklich wäre sie gewesen, hätte sie ihrem geliebten Bruder zuflüstern dürfen: „O, sei gütig, sei milde gegen meinen unglücklichen Freund, der vielleicht um geringer Schuld willen unbewußt Deinen Zorn auf sich geladen hat und nun in schrecklicher Kerkerhaft, welche ihre, im Fürchterlichen so erregbare Phantasie sich noch viel entsetzlicher dachte, als es in der Wirklichkeit der Fall war, schmachtet. Uebe Gnade für Recht," hätte sie weiter flehen mögen, „Du, der Du von Charakter so hochherzig und großmüthig bist, oder übe nur strenge, aber unparteiische Gerechtigkeit, und Du wirst den armen Märtyrer seiner hohen Liebe minder schuldig finden, als Du jetzt vielleicht wähnst unter den Eingebungen Deines Zorns und den Einflüsterungen einer schändlichen, boshaften Verleumdung." Aber ihrem jungfräulichen Gefühl würde auch unter günstigen Umständen eine solche Profanirung ihrer innersten heiligsten Empfindungen widerstrebt haben, und dann mußte sie sich wieder sagen: unter dem Obwalten jener unglücklichen Mißverhältnisse meines hohen Ranges gegen

seine niedrigere Stellung, und bei dem königlichen Hoheitsgefühle meines Bruders, hieße das nicht ebenfalls: Oel ins Feuer gießen?

Unter solchen Gedanken fühlte sie sich von der Abschiedsscene so ergriffen, daß sie, reizbar wie eine Sensitive, in sich selbst zusammensank und ohnmächtig aus den Armen des von ihr scheidenden geliebten Bruders in ein Nebenzimmer getragen werden mußte, wo es lange dauerte, ehe sie unter den Händen ihrer Frauen und der königlichen Leibärzte wieder Leben und Bewußtsein gewann.

Indeß hatte der König die Abschiedsscene von den Seinigen so schnell als möglich beendigt. Als er sich schon zum Abgehen in der Thür des Saales befand und noch einmal sich umwendete, um Alle zu grüßen, wollte Graf Podwils die königliche Hand küssen, die ihm der König reichte; doch dieser kannte und ehrte den Werth des Mannes, dem er die Sorgen der Regierung, während er seine Feinde bekämpfte, hinterlassen mußte. Um diese Anerkennung und Achtung der Welt zu zeigen, und dem eignen, eben so raschen und feinen Gefühl zu folgen, umarmte er ihn und sagte: „Leben Sie wohl, mein lieber Graf, nehmen Sie Alles wohl in Acht,“ und im Vorgefühl eines im Kriege immer möglichen Unglücks setzte er mit leiser und gepreßter Stimme hinzu: „Und wenn wir uns in diesem Leben nicht wieder sehen sollten, so denken Sie, daß Sie an mir einen Freund verloren.“

Diese Worte ergriffen alle Anwesenden so tief, daß man überall ringsum Thränen fließen sah. Niemals hat der Abschied eines Königs, um einen Feldzug zu beginnen, mehr als dieser die Gemüther bewegt. Nie aber auch ist die Gefahr größer gewesen, und in keiner Lebenslage hat sich das Genie des großen Königs so wahrhaft groß und erfolgreich bewiesen.

Die Abreise des Königs sollte indeß erst am nahenden Morgen mit Tagesanbruch erfolgen. Prinz Wilhelm und Graf Rothenburg hatten Befehl, den König im Wagen zu begleiten.

Als der König sich entfernt und in sein Cabinet zurückgezogen hatte, sagte Prinz Wilhelm zu den umstehenden Cavalieren: „Ich halte es nicht für der Mühe werth, sich erst noch niederzulegen, und werde die Nacht bei meinem Bruder Ferdinand zubringen. Sorgen Sie indeß,“ wendete er sich gegen dessen Kammerherrn, Freiherrn von Bielefeld, „für Karten und ein gutes Feuer im Kamin.“

Herr von Bielefeld ließ schnell in den Zimmern des Prinzen Ferdinand Alles ordnen, und bald darauf traten der Prinz Wilhelm, gefolgt vom Grafen von Rothenburg und dem Obrist von Kreutzheim dort ein.

Man setzte sich zum Spiel, aber die Gedanken der Spielenden waren nicht dabei. Jeder dachte nur an die ungewisse Zukunft und die mißliche Lage der Dinge, und

kaum war diese traurige Nacht halb verstrichen, als man meldete: der König sei aufgestanden. Die Prinzen gingen zu ihm und die Cavaliere folgten.

Ganz zuletzt gab Prinz Wilhelm noch dem Kammerherrn seines Bruders einen Auftrag, der wenig Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang der Ereignisse verrieth.

„Ich habe in Wusterhausen," sprach er, „aus der Erbschaft des hochseligen Königs, meines Vaters, noch einen bedeutenden Vorrath guten alten Rheinwein lagern. Den möchte ich doch den österreichischen Panduren nicht zu trinken gönnen, und wenn sie ihn auch auf meine Gesundheit trinken wollten. Darum, lieber Bielefeld, schreiben Sie doch an den Amtmann, daß er bei der Annäherung der geringsten Gefahr den Wein mir nach Berlin schicken möchte.

Das Vorzimmer des Königs war ziemlich leer; doch vertraute ihnen ein höherer Stallbeamter, daß 500 Pferde stets bereit gehalten werden würden, um den ganzen Hof nach Stettin zu bringen, im Fall sich der österreichische General Grünne der Hauptstadt nähern sollte.

Der König erschien bald darauf. Niemals hatte man ihn munterer gesehen, nie war sein Gesicht heiterer als in diesem Augenblick. Er schwatzte mit seinen Umgebungen, tändelte mit den zarten Windspielen, die ihn umtanzten, und stieg mit dem Prinzen und dem General Rothenburg in den Wagen, nahm seine Alkmene, das

niedliche, zarte, weiße Windspiel, auf den Schoß, da er seine geliebte kluge Biche, die ihm die Panduren im Lager bei Sorau geraubt hatten, damals noch nicht zurückerhalten hatte, und die von sechs Postpferden gezogene Reisekutsche rollte unter dem Wirbeln der Trommeln an der vor der Hauptwache präsentirenden Wachmannschaft durch das hohe Portal donnernd davon; und das geschah unter lauten Segenswünschen der unten schon harrenden Volksmenge.

Prinzessin Amelie, die in ihrer Aufregung in der ganzen Nacht nicht zur Ruhe gekommen war, sah aus dem Fenster ihren Bruder mit einem leisen Aufschrei einsteigen und davon fahren. Der König erblickte sie am Fenster, lüftete den dreieckigen Hut mit der im Innern der Krämpe umherlaufenden weißen Plüme, warf ihr noch eine Kußhand zu, und war schon im nächsten Moment ihren Blicken entschwunden.

Weinend warf sich die Prinzessin in die Arme ihrer Freundin und seufzte: „Ach, liebe Hartenfeld, giebt es wohl ein unglücklicheres Wesen auf Erden, als mich? Den Freund verloren, und nun auch den Bruder und Tröster, den ich liebe, obgleich er der unversöhnlichste Feind meiner Ruhe ist.

In Berlin aber verbreitete sich bald die lebhafteste Sorge über den Hof und die Stadt, und bald nahm Alles dort eine geängstigte und doch auch kriegerische Gestalt an.

Ende des ersten Theils.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.





